RASSE, EVOLUTION UND VERHALTEN

J. Philippe Rushton

Rasse, Evolution und Verhalten./Rushton, J. Philippe. Deutsch von Guido Keller. – Frankfurt am Main: Angkor Verlag, 2003.

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über **http://dnb.ddb.de** abrufbar.

Lektorat: Stephan Gütersloh Herstellung: Books on Demand GmbH

ISBN: 3-936018-15-4

Inhalt

Vorwort des Verlegers

Im Februar 2003 diskutierte ich auf einer Mailingliste mit japanischem Themenbezug die Nicht-Anpassungsbereitschaft einiger Ausländer in Deutschland. Eine große japanische Zeitung hatte vermutet, daß Deutschland sich mit seinem hohen Ausländeranteil gut arrangiert hätte. Ich sah es jedoch unter der Oberfläche vieler Deutscher brodeln und erinnerte mich an den Verhaltensforscher Konrad Lorenz. Er hatte beobachtet, daß Tierarten bei Gefahr der „Überfremdung" durch andere Arten diese bekämpfen. Auf die Menschen übertragen sah Lorenz eine instinktive Grenze der Toleranz gegenüber Andersartigkeit als irgendwann erreicht an.

Ich erwähnte nun auf der Mailingliste als Beispiel fundamentalistische Muslime aus meinem Haus, die ihren Müll tagelang vor der Tür stehen zu lassen pflegten. Sofort erfuhr ich dann selbst, wie leicht heutzutage der Vorwurf des Rassismus gemacht wird. Ein Filmfest kündigte mir einen zugesicherten Anzeigenplatz in seinem Programmheft, ohne genaue Begründung. Daß ich Forschungsergebnisse zum Themenkomplex zitierte, brachte selbst Akademiker nur noch mehr auf die Barrikaden. Insbesondere J. Philippe Rushton, ein kanadischer Psychologe, von dem ich bis dahin einige Aufsätze kannte, die ich argumentativ heranzog, wurde vehement als Rassist beschimpft, wobei sich regelmäßig zeigte, daß die, die ihn verdammten, seine Werke gar nicht kannten.

Das Phänomen, daß Menschen, die sich als Verfechter von Gleichberechtigung und Toleranz sehen, andere ausgrenzen (mich wollte man schließlich auch von der Mailingliste ausschließen), faszinierte mich. Ich beschloß, mir Rushtons umfangreiche, mehr als 350 Seiten dicke wissenschaftliche Arbeit zu *Rasse, Evolution und Verhalten zu* besorgen und mit ihm Kontakt aufzunehmen. Schließlich war ich nicht nur von der Fülle und Aussagekraft seines Materials überzeugt, sondern sah ihn auch durch akribische Fleißarbeit in etlichen im Internet zu findenden Artikeln mit Hunderten von Fußnoten und Belegen all jene Anfeindungen widerlegen, die ihm Rassismus unterstellten. Rushtons ursprünglicher Verleger gab dem Druck radikaler Linker nach, die ihn auch – vergeblich – aus seiner Universität entfernen lassen wollten: Er stellte die Publikation seines Werkes ein.

Rushton bleibt einer der meistdiskutierten Psychologen, der für die Erkenntnisse der Biowissenschaften und der Genetik eine Lanze bricht. Ich bin nun überzeugt davon, daß ihn nur die bekämpfen, denen nichts an der Wahrheit und an aufrichtiger Forschung liegt.

Welche Folgen haben Rushtons Thesen für den Leser? Während ich die gekürzte Version seiner großen Arbeit übersetzte, die sich nach Meinung meines Korrekturlesers „wie ein Pamphlet" liest, fragte ich mich, ob man nicht einmal den Versuch machen sollte, die „Schwarzen" ganz aus dem Text herauszulassen und nur davon zu sprechen, daß in vielen lebenswichtigen Bereichen Ostasiaten den Europäern überlegen sind. Genau das habe ich auf meinen zahlreichen und monatelangen Reisen nach Asien selbst beobachtet. Genau darum hatte ich händeringend auf eine Studie gehofft, die das ganze nicht nur subjektiv-empirisch belegt, sondern auch statistisch untermauert. Mein Verlag lebt von der Liebe zu ostasiatischer Weisheit und ich habe oft genug von der emotionalen Zuneigung asiatischer Menschen gezehrt. Allein die Orientierung am asiatischen Pragmatismus könnte uns gut tun, dachte ich oft. Rushton sagt: „Ich habe keine Vorschläge oder Programme anzubieten, doch ich glaube, daß Entscheider davon profitieren, die Fakten über Rasse zu kennen." Mir geht es als Verleger darum, den geistigen Austausch mit Menschen anzuregen, die uns viel zu geben und zu sagen haben. Vielleicht gelingt es „Entscheidern" in Europa ja zunehmend, sich gen Asien zu orientieren, statt bevorzugt den Schulterschluß mit den USA zu suchen?

Was aber ist mit den „Schwarzen“, die bei Rushton so schlecht wegzukommen scheinen? Erst einmal beneiden wir sie um ihre überlegene Potenz. Dann um ihre Musikalität…

…Was also kann mich davon abhalten, Rushtons umfangreicher Forschung einen Platz in meinem Denken und Handeln einzuräumen? Es könnte nur die Angst davor sein, daß andere Menschen mir als Verleger den Wunsch nach Ausgrenzung unterstellen. Doch Rushtons Erkenntnisse sind so zukunftweisend, daß sich darauf nicht nur eine veränderte Entwicklungs- und Integrationspolitik, sondern auch ganz andere staatliche Bündnisse gründen ließen, die die intellektuellen und emotionalen Ressourcen dieser Welt am besten zu nutzen imstande sein könnten. Es ist eine Schande, daß noch kein großer Verlag Rushtons Werk entdeckt hat, das dem von Professor Eibl-Eibesfeldt, der deutschen Koryphäe auf dem Gebiet der Ethologie, gar nicht so fern ist. Mögen Sie, lieber Leser, liebe Leserin, selbst entscheiden. Ich kam an diesem Buch jedenfalls nicht vorbei. Und wenn Sie mit dem Begriff „Rasse“ beim Lesen Schwierigkeiten haben, ersetzen Sie ihn bitte – ein Vorschlag Professor Rushtons – durch „Populationsgruppe“.

Frankfurt am Main, im Juni 2003, Guido Keller

Mein Dank geht an Andreas Zacharasiewicz für die Vorarbeiten zu den Schaubildern und die Übersetzung des Internet-Aufsatzes, weiter an Stephan Gütersloh, der mit kritischen Fragen half.

Einleitende Worte von Professor Rushton[1]



In den vergangenen 20 Jahren habe ich die drei großen Rassen der Ostasiaten (Mongolide), Weißen (Europäer, Kaukasier) und Schwarzen (Afrikaner, Negride) studiert. Manche Menschen befürchten, daß schon das bloße Erwähnen des Wortes „Rasse“ Stereotypen schafft und Chancen einschränkt. Doch Rassen zu betrachten heißt ja nicht, das Individuum zu ignorieren; wir könnten uns dadurch vielmehr der speziellen Bedürfnisse jeder Person bewußt werden.

Für viele Leser war es schwierig, den extrem durchschnittlichen IQ von 70 für sub-saharische Afrikaner (Schwarzafrikaner) zu akzeptieren. Um für mich selbst herauszufinden, ob die Zahl realistisch war, reiste ich nach Südafrika, um eine Reihe von Studien an der Universität von Witwatersrand in Johannesburg durchzuführen. In der ersten Untersuchung gaben wir die *Raven's Standard Progressive Matrices* an 173 afrikanische Erstsemester in Psychologie aus, die gemäß den US-Normen von 1993 das 14. Perzentil erreichten, was einen durchschnittlichen IQ von 84 bedeutete. In einer zweiten Studie gaben wir[2] denselben Test einer anderen Gruppe von Psychologiestudenten, die einen IQ von 83 erreichte. Nach dem Trainieren, wie man solche Arten von Tests löst, erhöhte sich ihr IQ auf 96. In einer dritten Studie legten wir denselben Test einer ausgewählten Gruppe von Studenten vor – 198 Technikstudenten, die in der Sekundarschule sich auf Mathematik und Naturwissenschaften spezialisiert hatten. Diese Gruppe erreichte das 41. Perzentil mit einem IQ von 97. Diese Resultate einer Eliteuniversität, die durchschnittliche IQ-Werte von 83 bis 97 für afrikanische Studienanfänger nachweisen, bestätigen den allgemeinen IQ von 70 für Afrikaner, weil weltweit Studenten typischerweise 15 bis 30 IQ-Punkte über dem Bevölkerungsdurchschnitt

abschneiden.

Jensen [siehe Kapitel IV] fand, daß schwarze Kinder mit einem IQ von 70 in ihrem Lebensraum viel aufgeweckter wirken als weiße. Die schwarzen Kinder lernen Sprechen, spielen Spiele, lernen Namen und sind freundlich zu ihren Gefährten und Lehrern. Sie wirken „normal", während weiße Kinder mit einem IQ von 70 schon einen zurückgebliebenen Eindruck machen. Daraus könne man wiederum an sich schon einen Unterschied zwischen Weißen und Schwarzen folgern. In Afrika wirke der IQ von 70 normal, weil ein niedriger IQ dort etwas ganz Gewöhnliches sei.

Eine vollständige Erklärung für den niedrigen IQ von Afrikanern muß erst noch gefunden werden. Vielleicht ist der kulturelle Einfluß auf IQ-Werte in Afrika größer als in Nordamerika und erzeugt so einen „senkenden" Effekt. Südafrikanische Schwarze sind viel häufiger arbeitslos als Weiße, gehen in ärmere Schulen, Büchereien und Studieneinrichtungen. Darum könnten diese Afrikaner weniger Stimulation der Bereiche erfahren haben, die mit IQ-Tests gemessen werden. Die Schwarzen leben dort außerdem auf engstem Raum zusammen, oft ohne fließendes Wasser und ohne Elektrizität, und sie sind mangelhafter ernährt. Darum ist ihr schlechtes Abschneiden teilweise auf diese kulturellen Nachteile zurückzuführen.

Wir müssen akzeptieren, daß rassische Unterschiede nicht einfach verschwinden werden. Bisher nahmen die meisten Theorien in den Verhaltenswissenschaften an, daß alle menschlichen Populationen die gleichen Fähigkeiten hätten, um gleiche Niveaus der gesellschaftlichen Entwicklung zu erreichen. Wir müssen die Existenz der evolutionär entstandenen Unterschiedlichkeit der menschlichen Populationen akzeptieren.

Manchmal wird von denen, die behaupten, daß Rasse nur ein soziales Konstrukt sei, argumentiert, das *Humangenomprojekt* zeige, daß es keine Rassen gäbe, weil die Menschen 99 % ihrer Gene gemeinsam hätten. Das ist lächerlich. Menschliche Gene gleichen zu 98 % denen von Schimpansen. Trotzdem glaubt niemand, daß Schimpansen die gleiche Intelligenz, Gehirngröße oder die gleichen gesellschaftlichen Verhaltensmuster wie Menschen haben; sie sehen ganz anders aus und verhalten sich auch anders. Tatsächlich teilen die Menschen 90 % ihrer Gene mit Mäusen, weshalb wir an ihnen Medikamente testen können. Es ist ebenso töricht zu glauben, daß Geschlecht nur ein soziales Konstrukt sei, weil Männer und Frauen zu 99 % gleich sind.

Viel Verwirrung rührt daher, daß es verschiedene Formen der genetischen Messungen gibt. Eine realistische Sicht ergibt sich, wenn man die 3,1 Milliarden Basenpaare betrachtet, die die 30.000 Gene bilden. Die Menschen unterscheiden sich in einem von je 1000 dieser Basenpaare. Jede Änderung in einem Basenpaar kann ein Gen verändern. Die Fachwelt nennt Unterschiede der Basenpaare „Singuläre Nukleotide Polymorphismen" *(SNP).* Sie sind wichtig und häufen sich in den verschiedenen Rassen. Eine Änderung im Basenpaar für Hämoglobin zum Beispiel verursacht Sichelzellenanämie, an der viele Schwarze leiden. Andere Unterschiede in den Basenpaaren beeinflussen IQ, Aggression und Geisteskrankheit. Die 3,1 Milliarden Basenpaare stellen genug Platz für große rassische Unterschiede zur Verfügung.

Detailliertere Informationen zu den hier zusammengefaßten Themen finden sich in meiner ungekürzten Version,[3] die über eintausend Verweise auf Fachliteratur, ein Glossar, komplette Namens- und Themen-Indices und 65 Tabellen und Grafiken enthält. Sie können auch im Internet

weitere Informationen finden, unter **www.charlesdarwinresearch.org**.[4]

J. Philippe Rushton
Department of Psychology
University of Western Ontario,
London, Ontario, Canada N6A 5C2

I. Rasse geht unter die Haut

Gibt es Rasse wirklich? Unterscheiden sich Rassen nicht nur körperlich, sondern auch im Verhalten? Entspringen solche Ansichten nicht einfach weißem Rassismus? Die moderne Wissenschaft belegt ein dreigliedriges Muster der Rassendifferenzen sowohl im Hinblick auf körperliche als auch auf Verhaltensunterschiede. Ostasiaten reifen im Schnitt langsamer, sind weniger fruchtbar, weniger sexuell aktiv, weniger aggressiv und besitzen größere Hirne und höhere IQ-Werte. Schwarze stehen am anderen Ende, Weiße in der Mitte, aber näher an den Ostasiaten als an den Schwarzen.

Weiße Männer können nicht springen. Asiatische Männer ebenfalls nicht. Doch laut Jon Entines neuem Buch *Taboo: Why Black Athletes Dominate Sports and Why We Are Afraid to Talk About It,* können schwarze Männer und Frauen recht gut springen. Die gewöhnliche Erklärung für den Erfolg schwarzer Athleten lautet, sie hätten schließlich nur wenige Chancen, es anderswo zu etwas zu bringen. Doch Entines neues Buch weist nach, daß Schwarze beim Sport einen genetischen Vorteil haben.

Die körperlichen Fakten, die Entine bespricht, sind wohl bekannt. Schwarze haben – im Vergleich zu Weißen – schmalere Hüften, was ihnen einen effektiveren Schritt verleiht. Sie besitzen eine geringere Sitzhöhe, die ihnen einen höheren Schwerpunkt und eine bessere Balance schenkt. Sie haben breitere Schultern, weniger Körperfett und mehr Muskeln. Sie besitzen 3 bis 19 % mehr Sexualhormone (Testosteron) als Weiße oder Ostasiaten. Das Testosteron führt zu mehr explosiver Energie.

Entine stellt heraus, daß solche körperlichen Vorteile sich in Sportarten wie Boxen, Basketball, Football und Sprinten auswirken. Schwarze Schwimmer hingegen haben es aufgrund ihres kleineren Brustraums und schwereren Skeletts nicht so einfach.

Rassenunterschiede zeigen sich schon früh im Leben. Schwarze Babys werden eine Woche vor weißen geboren, doch im Hinblick aufs Knochenwachstum sind sie bereits entwickelter. Im Alter von fünf oder sechs Jahren liegen schwarze Kinder bereits beim Werfen, Hoch- und Weitsprung vorn, die alle einen kurzen Kraftaufwand erfordern. Im Teenageralter zeigen Schwarze schnellere Reflexe, zum Beispiel beim bekannten Kniesehnenreflex.

Ostasiaten laufen noch schlechter als Weiße. Die gleichen schmaleren Hüften, längeren Beine, größeren Muskeln und höheren Testosteronwerte, die Schwarzen einen Vorteil gegenüber Weißen verleihen, liefern Weißen einen Vorteil gegenüber Asiaten. Diese genetisch bedingten Rassenunterschiede beim Sport führen freilich zu einem großen Tabuthema, der Erkenntnis von Rassenunterschieden in Hirngröße und Verbrechensrate. Darum ist es umgekehrt auch weitgehend tabu zu behaupten, daß Schwarze in vielen Sportarten überlegen sind.

Der Grund, warum Weiße und Ostasiaten breitere Hüften haben als Schwarze und darum schlechtere Läufer sind, liegt darin, daß sie Babys mit größeren Hirnen gebären. Ein im Laufe der Evolution zunehmender Kopfumfang erforderte bei Frauen ein größeres Becken. Ferner machen die gleichen Hormone, die Schwarzen Vorteile beim Sport verschaffen, sie schon in der Schule unruhig und anfällig für Verbrechen.

Rasse in der Geschichte

Noch bevor es irgendwelche Intelligenztests gab, glaubten Philosophen, Staatsmänner, Kaufleute und andere an eine Verbindung zwischen Rasse, Intelligenz und kultureller Leistung. Aristoteles, Plato, Voltaire und David Hume, Broca, Darwin, Galton und alle Begründer der Evolutionstheorie und Anthropologie waren davon überzeugt. Selbst Freud glaubte an einige Rassenunterschiede. Doch das begann sich in den 20er-Jahren zu ändern, als Franz Boas und James B. Watson die Ansicht vertraten, Kultur könne einfach alles beeinflussen. Autoren wie Jared Diamond in *Guns, Germs and Steel* (1997) und S. J. Gould in *The Mismeasure of Man* (1996) erzählen uns, daß es keinen Zusammenhang zwischen Rasse, Intelligenz und Kultur gäbe. Die Unterschiede, die wir wahrnehmen, beruhten auf Zufällen oder weißem Rassismus.

Die ersten Entdecker in Ostafrika waren über die Nacktheit, das Heidentum, den Kannibalismus und die Armut der Ureinwohner schockiert. Einige behaupteten über Schwarze, sie hätten die Natur „von wilden Tieren ... die meisten von ihnen sind nackt ….. ein Kind kennt seinen Vater nicht, und sie essen Menschen.“ Andere sprachen vom natürlichen Sinn der Schwarzen für Rhythmus, so daß einer der ihren, „fiele er vom Himmel zur Erde, im Absturz noch den Takt schlagen würde.“ Einige schrieben sogar Bücher und fertigten Zeichnungen an, die Afrikaner mit übergroßen Sexualorganen zeigten.

Klingt das vertraut? Ist es alles nur ein Ausdruck von Rassismus? Vielleicht. Doch stammen die Zitate weder von europäischen Kolonialherren des 19. Jahrhunderts noch aus Haßliteratur des Ku-Klux-Klans. Sie sind von muslimischen Arabern, die Schwarzafrika bereits vor über 1200 Jahren durchstreiften, in Bernard Lewis' Buch *Race and Slavery in the Middle East* (1990) beschrieben. Ein paar Hundert Jahre danach gewannen europäische Entdecker den gleichen Eindruck. Sie schrieben, daß Afrikaner eine sehr schwache Intelligenz und nur ein paar Worte hätten, um komplizierte Gedanken auszudrücken. Einige Stämme lobten sie zwar für ihre gelungene Töpfer-, Eisenschmiede- oder Holzschnitzkunst sowie das Herstellen von Musikinstrumenten. Häufiger jedoch waren sie von der Nacktheit dieser Menschen geschockt, von ihren wenig entwickelten sanitären Angewohnheiten, ihren einfachen Häusern und kleinen Dörfern. Sie fanden keine Räder fürs Töpfern, Kornmahlen oder den Transport, keine Hoftiere, keine Schrift, kein Geld und keine Zählsysteme.

Die Weißen, die China erkundeten, waren genauso rassistisch wie diejenigen, die Afrika erforschten, doch ihre Beschreibungen unterschieden sich von dem, was die Araber über Afrika gesagt hatten. 1275 kam Marco Polo aus seiner Heimat Italien in China an, um den Handel mit dem mongolischen Herrscher zu eröffnen. Er sah, daß die Chinesen gut ausgebaute Straßen und Brücken hatten, Städte, die durch Kanäle verbunden waren, Steuereintreiber, Märkte, standardisierte Gewichte und Maße und nicht nur Münz-, sondern auch Papiergeld. Selbst ein Postzustellungssystem gab es. Alles, was er sah, brachte ihn trotz seines Stolzes auf seine italienische Herkunft und das alte Rom zu der Feststellung: „Sicher gibt es keine intelligentere Rasse auf der Erde als die Chinesen.“

Die Geschichtsforschung bestätigt Marco Polos Eindruck. Schon 360 v. Chr. benutzten die Chinesen den Bogen und veränderten so das Gesicht des Krieges. Etwa 200-100 v. Chr. wählten die Chinesen Kandidaten für den Staatsdienst mithilfe schriftlicher Examen aus – also zweitausend Jahre vor den Briten. Die Chinesen druckten bereits 800 v. Chr., also 600 Jahre bevor Europa seine erste Gutenberg-Bibel in den Händen hielt. Papiergeld wurde schon um 1300 verwendet, in Europa erst im 19. Jahrhundert. 1050 hatten chinesische Pharmazeuten bereits Schießpulver, Handgranaten, Feuerpfeile und Raketen mit Öl und Giftgas entwickelt. Um das Jahr 1100 stellten Fabriken mit 40.000 Arbeitern in China Raketen her. Flammenwerfer, Pistolen und Kanonen wurden in China im 13. Jahrhundert benutzt, hundert Jahre früher als in Europa. Die Chinesen benutzten den magnetischen Kompaß schon im ersten Jahrhundert. In europäischen Aufzeichnungen wird er erst 1190 gefunden. 1422, also siebzig Jahre bevor Kolumbus mit drei Schiffen den Atlantik überquerte, erreichten die Chinesen die Ostküste Afrikas – mit einer großen Flotte aus 65 großen Schiffen mit 27.000 Soldaten und ihren Pferden sowie einem Jahresvorrat an Getreide, Fleisch und Wein.

In den vergangenen fünf Jahrhunderten überholten die europäischen Nationen die Chinesen in Wissenschaft und Technik. Seit 1950 hat Japan den Westen in der Produktion zahlreicher Hightech-Produkte geschlagen. Andere Staaten aus pazifischen Randgebieten folgen Japans Weg, so China, Taiwan, Singapur und Südkorea.

Afrika dagegen ist weit zurück gefallen. Die armseligen Lebensumstände in afrikanischen Ländern und auch unter Schwarzen in Amerika bekümmern viele Menschen. Vom Optimismus der Bürgerrechtsbewegung der 60er-Jahre in den USA ist nicht viel geblieben, genauso wenig wie von den großen Erwartungen, die in die Unabhängigkeit afrikanischer Nationen gesteckt wurden. Billionen Dollar ausländischer Wirtschaftshilfe sind in Afrika investiert worden. Und doch ist die afrikanische Ökonomie zerfallen, seit die Europäer dort weg sind.

Nachlässigkeit und Verfall kann man täglich überall in Afrika und auf den Westindischen Inseln beobachten. Internationale Unternehmen müssen oft ihre eigene Energie, ihr eigenes Wasser und ihre eigenen Kommunikationsmittel aufbringen.

Rasse in der heutigen Welt

In den vergangenen zwanzig Jahren habe ich Rassenunterschiede in Hirngröße, Intelligenz, Sexualität, Persönlichkeit, Wachstumsgeschwindigkeit, Lebenserwartung, Verbrechen und Familienzusammenhalt untersucht. Auf all diesen Gebieten stehen Ostasiaten am einen Ende des Spektrums, Schwarze am anderen und Weiße dazwischen.

Schaubild 1 reiht die Unterschiede zwischen den drei großen Rassen auf: Ostasiaten (Orientale, Mongolide), Weiße (Europäer, Kaukasier) **[Anm. der VS Red.: Der von Johann Friedrich Blumenbach eingeführte Begriff ‚Kaukasier' oder ‚Kaukasische Rasse' sorgte für Verwirrung und sollte in der modernen Anthropologie und Rassenkunde vermieden werden]** und Schwarze (Afrikaner, Negride). Um die Dinge übersichtlich zu halten, werde ich diese gebräuchlichen Namen verwenden und Untergruppen der Rassen außer Acht lassen.[5]

Im Schnitt entwickeln sich Ostasiaten langsamer, sind weniger fruchtbar, weniger sexuell aktiv, haben größere Hirne und höhere IQs. Schwarze sind auf diesen Gebieten am anderen Ende, Weiße in der

Mitte, oft dicht an den Ostasiaten. Die Ergebnisse zeigen, daß dies sowohl an Genen wie an der Umwelt liegt. Ich habe eine evolutionäre Theorie vorgeschlagen, um dieses dreigliedrige Muster zu erklären.

Diese Unterschiede sind natürlich Durchschnittswerte. Die volle Bandbreite des Verhaltens, von gut bis schlecht, wird in jeder Rasse gefunden. Keine Gruppe hat ein Monopol auf Tugend oder Laster, auf Weisheit oder Torheit. Dennoch ist dieses Muster zeit- und nationenbeständig, weshalb wir es nicht ignorieren können.

Schaubild 1 Durchschnittliche Unterschiede zwischen Schwarzen, Weißen und Asiaten

Eigenschaft	**Schwarze**	**Weiße**	**Asiaten**
Gehirngröße:			
Schädelvolumen	1,267	1,347	1,364
Kortex-Neuronen **(in** Mio.)	13.185	13,665	13,767
Intelligenz:			
IQ-Test Ergebnisse	85	100	106
Kulturleistungen	niedrig	hoch	hoch
Fortpflanzung:			
2-eiige Zwillinge (auf 1000 Geburten)	16	8	4
Hormonniveau	höher	durchschnit.	niedriger
Geschlechtsmerkmale	größer	durchschnit.	kleiner
Häufigkeit von Geschlechtsverkehr	höher	durchschnit.	niedriger
Freizügige Einstellungen	höher	durchschnit.	niedriger
Sexuell übertragbare Krankheiten	höher	durchschnit.	niedriger
Persönlichkeit:			
Aggressivität	höher	durchschnit.	niedriger
Vorsicht	niedriger	durchschnit.	hoher
Spontaneität	höher	durchschnit.	niedriger
Selbsteinschätzung	höher	durchschnit.	niedriger
Geselligkeit	höher	durchschnit.	niedriger

Reifeprozeß:			
Schwangerschaftsdauer	kürzer	länger	länger
Skelettentwicklung	früher	durchschnit.	später
Entwicklung der Motorik	früher	durchschnit.	später
Zahnentwicklung	früher	durchschnit.	später
Erster Geschlechtsverkehr	früher	durchschnit.	später
Erste Schwangerschaft	früher	durchschnit.	später
Lebenserwartung	am kürzesten	durchschnit.	am Längsten
Sozialleben:			
Familienstabilität	niedriger	durchschnit.	höher
Gesetzestreue	niedriger	durchschnit.	höher
Mentale Gesundheit	niedrig	durchschnit.	höher

Quelle: ungekürzte Ausgabe von: *Race, Evolution, and Behavior* (Seite 5)

(Anm. des Übers.: Die Einheit fürs Schädelvolumen ist cm^3.)

Ziel des Buches

Dieses Kapitel beschreibt kurz das dreigliedrige Muster der Rassendifferenzen. Die folgenden Kapitel gehen dann mehr ins Detail.

Viele Statistiken im Schaubild 1 stammen aus den USA, wo Ostasiaten als „Minderheitenvorbild" gelten. Sie haben weniger Scheidungen, weniger außereheliche Geburten und weniger angezeigte Fälle von Kindesmißbrauch als Weiße. Auch gehen mehr Ostasiaten mit Abschluß von der Hochschule ab und weniger ins Gefängnis.

Auf der anderen Seite machen Schwarze nur 12 % der amerikanischen Bevölkerung aus, stellen jedoch 50 % der Gefängnisinsassen. In den USA ist einer von drei Schwarzen entweder im Knast, auf Bewährung oder in Erwartung seiner Verhandlung. Das sind wesentlich mehr als diejenigen, die die Uni beenden.

Kapitel II zeigt, wie das Rassenmuster bezüglich Verbrechen sich weltweit bestätigt. *Interpol*-Jahrbücher beweisen, daß die Rate für Schwerverbrechen (Mord, Vergewaltigung, schwere Körperverletzung) in Asien und den pazifischen Randgebieten viermal so niedrig ist wie in afrikanischen und karibischen Ländern. Weiße in den USA und Europa stehen dazwischen. Die Daten von 1996 zeigen: In Asien gibt es 35 Gewaltverbrechen auf 100.000 Einwohner, in Europa 42 und in Afrika 149.

Kapitel II verdeutlicht auch, daß Ostasiaten langsamer reif werden als Weiße, und Schwarze am schnellsten. Dies gilt für die Knochen- und Zahnentwicklung und jenes Alter, in dem ein Kind zum ersten Mal sitzt, krabbelt, geht und sich Kleidung anzieht. Ostasiatische Kinder beginnen erst mit ca. 13 Monaten zu laufen, weiße Kinder mit zwölf Monaten, schwarze Kinder mit elf Monaten.

Kapitel III blickt auf die Rassenunterschiede im sexuellen Verhalten. Ostasiaten sind am wenigsten aktiv, ob nun im Hinblick auf das Alter des ersten Geschlechtsverkehrs, die Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs oder die Anzahl der sexuellen Partner. Schwarze sind hier am agilsten. Diese Kontraste führen zu unterschiedlichen Häufigkeiten von Krankheiten wie Syphilis, Gonorrhö, Herpes und Chlamydien. In Afrika, unter Schwarzen in den USA und in der Karibik ist die HIV-Rate hoch, in China und Japan niedrig. Europa befindet sich wieder in der Mitte.

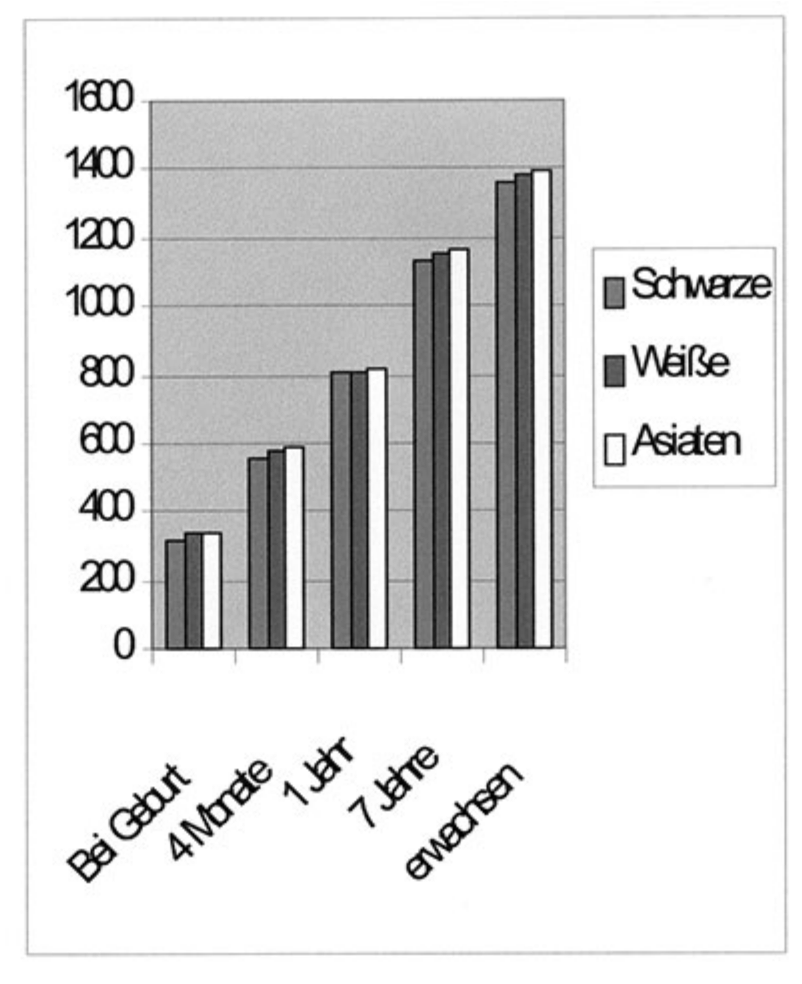
Die Rassen unterscheiden sich bei den Eisprüngen (Kapitel III). Nicht alle Frauen produzieren während ihres Menstruationszyklus Eier. Wenn zwei oder mehr Eier zur gleichen Zeit produziert werden, ist eine Schwangerschaft wahrscheinlicher, ebenso das Zeugen zweieiiger Zwillinge. Die Anzahl von Zwillingsgeburten beträgt 16 von Tausend bei Schwarzen, acht von Tausend bei Weißen und vier von Tausend oder weniger bei Ostasiaten. Drillinge, Vierlinge usw. sind am seltensten unter Ostasiaten anzutreffen, am häufigsten unter Schwarzen.

Kapitel IV handelt von Rasse und Intelligenz. Hunderte von Studien mit Millionen von Menschen beweisen ein dreigliedriges Muster. IQ-Tests sind oft so ausgelegt, daß ein durchschnittliches Ergebnis den Wert 100 erbringt und die „normale" Bandbreite von 85 bis 115 reicht. Weiße liegen durchschnittlich zwischen 100 und 103. Ostasiaten in Asien und in den USA liegen bei etwa 106, obwohl die Tests auf die euroamerikanische Kultur zugeschnitten wurden. Schwarze in den USA, der Karibik, Großbritannien, Kanada und Afrika liegen bei etwa 85. Die niedrigsten IQs wurden in Schwarzafrika (südlich der Sahara) gefunden: 70-75.

Kapitel IV handelt auch von der Hirngröße. Größere Hirne haben mehr Zellen, was zu höheren IQs führt. Die Rassen unterscheiden sich in Hirngröße. Das *Collaborative Perinatal Project* begleitete mehr als 35.000 Kinder von der Geburt bis zum Alter von sieben Jahren. Ostasiaten hatten größere Hirne als Weiße: bei der Geburt, mit vier Monaten, einem Jahr und sieben Jahren. Weiße hatten zu jeder Zeit größere Hirne als Schwarze (siehe Schaubild 2). Die Daten für das Schaubild 2 stammen von 6.325 Angestellten der US-Armee.

Kapitel V fragt, ob Unterschiede in unseren Hirngrößen, unseren Körpern und unserem Verhalten auf Gene, die Umwelt oder beides zurückzuführen sind. Es fragt auch, ob individuelle Unterschiede uns irgend etwas über Rassenunterschiede sagen können.

Schaubild 2: Durchschnittliche Schädelgröße (in cm^3) von Schwarzen, Weißen und Asiaten in den USA in fünf verschiedenen Altern



Quelle: J. P. Rushton, 1997, *Intelligence,* 25, S. 15.

Warum gibt es Rassenunterschiede?

Warum hinkt Afrika hinter Asien und Europa her? Warum liegen Weiße in so vielen Rubriken zwischen Asiaten und Schwarzen? Warum haben die Gruppen mit größeren Hirnen weniger Zwillinge? Um die Antwort zu finden, muß man sich all die Daten in Schaubild 1 ansehen.

Die Merkmale in Schaubild 1 formen ein Muster. Keine Erklärung, die sich ausschließlich auf Umwelteinflüsse stützt, kann all diese Merkmale plausibel machen. Es gibt jedoch eine genbasierte Deutungsmöglichkeit. Die Muster ergeben eine so genannte „Lebensgeschichte". Sie helfen, den Herausforderungen des Lebens zu begegnen – Überleben, Wachstum und Reproduktion.

Kapitel VI behandelt die genbasierte „Lebensgeschichte-Theorie", die ich als Erklärung für das Rassenmuster in Hirngröße, Intelligenz und in anderen Bereichen vorgeschlagen habe. Evolutionsbiologen nennen dies die *r-K* Skala reproduktiver Strategien. Am einen Ende der Skala sind r-Strategien, die auf hohen Zeugungsraten beruhen. Am anderen Ende befinden sich K-Strategien, die vom hohen Niveau elterlicher Zuwendung abhängen. Diese Skala wird normalerweise benutzt, um die Lebensgeschichten verschiedener Tierarten zu vergleichen. Ich habe sie verwendet, um die kleineren,

aber vorhandenen Unterschiede zwischen den menschlichen Rassen zu deuten.

Auf dieser Skala sind Ostasiaten mehr K-selektiert als Weiße, Weiße mehr K-selektiert als Schwarze. *K*-selektierte Frauen produzieren weniger Eier (und haben größere Hirne) als r-selektierte Frauen. K-selektierte Männer verbringen mehr Zeit mit ihren Kindern als auf der Suche nach sexuellem Vergnügen.

Kapitel VII zeigt, daß die Rassendifferenzen bei reproduktiven Strategien vor dem Hintergrund der menschlichen Evolution Sinn machen. Moderne Menschen tauchten vor 200.000 Jahren in Afrika auf. Afrikaner und Nicht-Afrikaner teilten sich vor etwa 100.000 Jahren auf. Ostasiaten und Weiße trennten sich vor ca. 40.000 Jahren.

Je nördlicher die Menschen aus Afrika hinauswanderten, desto schwerer wurde es, Nahrung zu finden, eine Bleibe zu schaffen, Kleidung herzustellen und Kinder groß zu ziehen. Die Gruppen, die sich zu den heutigen Weißen und Ostasiaten entwickelten, benötigten größere Hirne, mehr Familienstabilität und ein längeres Leben. Doch ein größeres Hirn aufzubauen verschlingt viel Zeit und Energie im Leben eines einzelnen. Dieser Wandel wurde ausgeglichen durch langsameres Wachstum, niedrigere Spiegel von Sexualhormonen, weniger Aggression und weniger sexuelle Aktivität.

Warum? Weil Afrika, Europa und Asien sehr unterschiedliche Klimata haben und Geographien, die nach verschiedenartigen Fähigkeiten und Lebensstilen und anderem Ressourcengebrauch verlangen. Schwarze entwickelten sich in einem tropischen Klima, das dem kühleren in Europa entgegenstand, in dem Weiße lebten, und dem noch kälteren arktischen, dem Ostasiaten entstammen.

Weil Intelligenz die Überlebenschancen im rauhen Winterklima erhöhte, mußten die Gruppen, die Afrika verließen, größere Intelligenz und Familienstabilität entwickeln. Dies erforderte größere Hirne, langsamere Entwicklung, geringere Hormonspiegel, weniger Potenz, weniger Aggression und weniger Impulsivität.

Vorausplanung, Selbstkontrolle, Regeltreue und Langlebigkeit wuchsen unter Nicht-Afrikanern.

Ich verstehe, daß diese Themen kontrovers diskutiert werden und der Leser viele Fragen stellen möchte. Kapitel VIII führt daher die Fragen auf, die mir am häufigsten zu diesem Buch gestellt wurden – und meine Antworten.

Schlußfolgerung

Rasse geht *unter* die Haut. Das Muster asiatischweiß-schwarzer Unterschiede findet sich durch die Geschichte hindurch, über geographische Grenzen und politisch-ökonomische Systeme hinweg. Es beweist die biologische Realität von Rasse. Theorien, die sich nur auf Kultur berufen, können die Daten in Schaubild 1 nicht erklären. Die folgenden drei Kapitel beschreiben die wissenschaftlichen Befunde bezüglich Rassenunterschieden im Detail. Weitere Kapitel erklären, warum diese Unterschiede einem Muster folgen.

Leseempfehlung:

Entine, J. (2000). *Taboo: Why Black Athletes Dominate Sports and Why We Are Afraid to Talk About It.* New York: Public Affairs Press.

Lewis B. (1990). *Race and Slavery in the Middle East.* New York: Oxford University Press.

Rushton, J. P. (1997). Cranial size and IQ in Asian Americans from birth to age seven. *Intelligence, 25,* 7-20.

Levin, M. (1997). *Why Race Matters.* New York: Praeger.

II. Reifung, Verbrechen und elterliche Fürsorge

Rassenunterschiede beginnen im Mutterleib. Schwarze werden früher geboren und entwickeln sich schneller als Weiße und Ostasiaten. Das dreigliedrige Rassenmuster findet sich in sexueller Reife, Familienstabilität, Verbrechensraten und Bevölkerungswachstum.

Schwarze Babys entwickeln sich schneller als weiße, ostasiatische am langsamsten. Afrikanische Babys in sitzender Haltung können häufig ihren Kopf und Rücken von Anbeginn an aufrecht halten. Weiße Babys benötigen dazu oft sechs bis acht Wochen. Es ist unwahrscheinlich, daß soziale Faktoren diese Unterschiede verursachen. Ein Grundgesetz der Biologie lautet, daß längere Kindheit zu einer größeren Hirnentwicklung führt.

Die Rassen neigen dazu, sich an jenen Punkten zu unterscheiden, die das Ende der Kindheit, den Anfang der Pubertät, des Erwachsenseins und des Alters markieren. Rassen unterscheiden sich auch in Verbrechensraten, Erziehungsstil und Bevölkerungswachstum.

Reifung

Schwarze Babys verbringen die kürzeste Zeit im Mutterleib. In Amerika werden 51 % der schwarzen Kinder in der 39. Woche der Schwangerschaft geboren, aber nur 33 % der weißen Babys. Die schwarzen Babys sind keine Frühgeburten. Sie werden zwar früher zur Welt gebracht, sind aber biologisch reifer. Die Dauer der Schwangerschaft hängt von den Genen ab.

Die schnellere Entwicklung von Schwarzen hält in der Kindheit an. Schwarze Babys besitzen größere Muskelkraft und können Objekte besser ergreifen. Ihre Nackenmuskeln sind oft schon so entwickelt, daß sie ihre Köpfe bereits neun Stunden nach der Geburt aufrecht halten können. Innerhalb weniger Tage können sie sich selbst herumdrehen.

Schwarze Kinder sitzen, krabbeln, laufen früher und kleiden sich früher an als weiße oder ostasiatische. Diese Befunde beruhen auf Tests wie *Bayleys Skala der Mentalen und Motorischen Entwicklung* und den *Cambridge Neonatalen Skalen.*

Ostasiatische Kinder reifen hingegen langsamer als weiße heran. Ostasiatische Kinder laufen oft erst mit 13 Monaten, weiße bereits mit zwölf, schwarze mit elf Monaten.

Röntgenaufnahmen zeigen, daß Knochen in schwarzen Kindern schneller wachsen als in weißen, in weißen rascher als in ostasiatischen. Hirnströme entwickeln sich zügiger in schwarzen als in weißen

Kindern.

Die Zähne von Schwarzen wachsen schneller als die von Weißen und von Ostasiaten. Schwarze Kinder erleben den Beginn des Wachstums bleibender Zähne mit 5,8 Jahren und schließen es mit 7,6 Jahren ab, Weiße beginnen mit 6,1 Jahren und sind mit 7,7 Jahren fertig, Ostasiaten fangen mit 6,1 Jahren an und beenden es mit 7,8 Jahren. Schwarze haben größere Kiefer und Zähne, mehr Zähne und häufiger den dritten und vierten Backenzahn. Weiße haben größere Kiefer und Zähne und mehr Zähne als Ostasiaten.

Schwarze erreichen rascher die sexuelle Reife als Weiße, diese wiederum schneller als die Ostasiaten. Das gilt auch fürs Alter der ersten Menstruation, der ersten sexuellen Erfahrungen und der ersten Schwangerschaft.

Eine Studie mit 17.000 amerikanischen Mädchen in der 97er-Ausgabe der Zeitschrift *Pediatrics* erbrachte, daß die Pubertät bei schwarzen Mädchen ein Jahr vor der der weißen beginnt. Mit acht Jahren wiesen 48 % der schwarzen Mädchen (aber nur 15 % der weißen) Brustwachstum, Schamhaar oder beides auf. Bei Weißen begann das erst mit ca. zehn Jahren derart häufig. Das Alter der ersten Menstruation lag bei Schwarzen mit elf bis zwölf Jahren ein Jahr niedriger als bei den Weißen.

Auch bei Jungen beginnt sexuelle Reife abhängig von ihrer Rasse. 60 % der Schwarzen hatten mit elf Jahren die Stufe der Pubertät erlangt, die durch schnelles Peniswachstum gekennzeichnet ist. Weiße erlangten dieses Stadium erst etwa eineinhalb Jahre später. Ostasiaten hinken sowohl in ihrer sexuellen Entwicklung als auch bezüglich ihrer sexuellen Neugierde ein bis zwei Jahre hinter den Weißen her.

Verbrechen

In den USA stellen Schwarze weniger als 13 % der Bevölkerung, aber 50 % aller Verhafteten wegen Körperverletzung und Mord und 67 % aller Verhafteten wegen Raub. 50 % aller Opfer von Verbrechen berichten, daß ihre Angreifer schwarz waren, die Statistiken können also nicht auf Vorurteilen der Polizei basieren **[Anm. der VS Red.: Ein anschauliches und treffendes Bild schwarzer Kriminalität vermittelt der Film *Der Mann ohne Gnade* (Original: *Death Wish II*, mit Charles Bronson), USA 1982.]**.

Schwarze machen einen großen Teil der verhafteten Wirtschaftskriminellen aus. Ca. 33 % der Personen, die wegen Betrug, Urkundenfälschung, Falschmünzerei und Hehlerei inhaftiert werden, sind Schwarze, etwa 25 % der der Veruntreuung Bezichtigten sind schwarz. Schwarze sind nur bei solchen Delikten unterrepräsentiert, die – wie Steuerbetrug – besonders von Individuen in besser bezahlten Positionen verübt werden.

Ostasiaten sind in den US-Statistiken nur wenig auffällig. Dies führte zum Argument, daß das asiatische „Ghetto“ seine Mitglieder vor schädlichen Außeneinflüssen beschütze. Bei Schwarzen hingegen heißt es, daß das Ghetto Verbrechen nähre, also sind rein kulturelle Erklärungen nicht hinreichend.

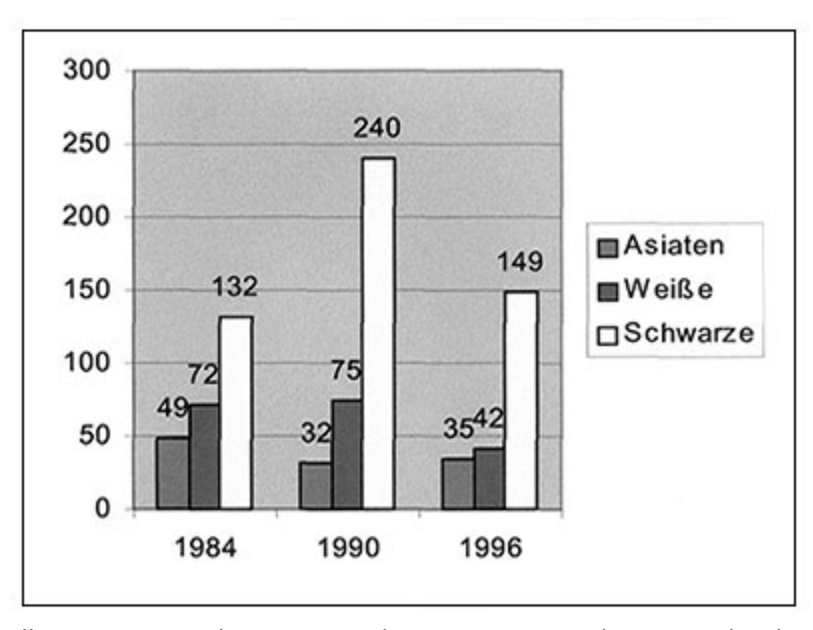
Weibliche Morde sprechen die gleiche Sprache. In einer Studie sind 75 % der verhafteten Frauen Schwarze, 13 % Weiße, 0 % Asiatinnen. Die kulturell begründete Erklärung für die hohe

Verbrechensrate unter schwarzen Männern trifft auf schwarze Frauen nicht zu, denn von ihnen wird kein kriminelles Verhalten erwartet. Es gibt unter schwarzen Frauen kein hinreichendes „Gangster-Image".

Das gleiche Muster läßt sich in anderen Ländern nachweisen. In London, England, stellen Schwarze 13 % der Bevölkerung, begehen aber 50 % der Straftaten. In Ontario, Kanada, berichtete 1996 eine Regierungskommission, Schwarze würden fünfmal so häufig ins Gefängnis gehen wie Weiße und zehnmal so häufig wie Ostasiaten. In Brasilien leben 1,5 Millionen Ostasiaten, die meisten japanischer Herkunft (ihre Vorfahren kamen im 19. Jahrhundert als Arbeiter dorthin); dennoch sind sie in Verbrechensstatistiken am wenigsten präsent.

Schaubild 3 basiert auf Interpol-Jahrbüchern und beweist die globale Geltung dieses Rassenmusters. Der proportionale Anteil von Mord, Vergewaltigung und schwerer Körperverletzung war in afrikanischen und karibischen Staaten viermal so hoch wie in asiatischen. Europäische Länder lagen in der Mitte.

Schaubild 3: Verbrechensraten bei Mord, Vergewaltigung und schwerer Körperverletzung für die drei Rassen per 100.000 der Bevölkerung (laut Interpol)



Quelle: Dritte, ungekürzte Ausgabe von *Race, Evolution, and Behavior* (siehe P-24, 159,287).

Persönlichkeit, Aggression und Selbstachtung

Studien zeigen, daß Schwarze aggressiver und kontaktfreudiger sind als Weiße, während Weiße aggressiver und kontaktfreudiger sind als Asiaten. Schwarze leiden häufiger unter mentaler Instabilität als Weiße. Schwarze haben häufiger Drogen- und Alkoholprobleme.

Eine Studie im französischsprachigen Quebec verglich 825 Vier- bis Sechsjährige aus 66 Nationen. Die Kinder von Einwanderern wurden von fünfzig Lehrern in Vorschulklassen eingestuft. Die Lehrer entdeckten größere Anpassungsfähigkeit und weniger Feindseligkeit unter den asiatischen im Vergleich zu den weißen Kindern, die wiederum in diesen Eigenschaften den Schwarzen voraus waren.

Rassenunterschiede in der Persönlichkeit werden mit Tests wie dem *Eysenck Persönlichkeits-Fragebogen* oder *Cattels 16 Persönlichkeitsfaktoren-Test* aufgedeckt. Ostasiaten sind stets weniger aggressiv, weniger dominant und weniger impulsiv als Weiße, und Weiße weniger als Schwarze. Ostasiaten sind vorsichtiger als Weiße und Schwarze.

Es gibt wichtige Rassenunterschiede bei der Zeitorientierung und Motivation. In einer Studie bat man schwarze Kinder in der Karibik, zwischen einer kleinen Süßigkeit, die sie sofort, und einer größeren, die sie eine Woche später erhalten sollten, zu wählen. Die meisten wählten die kleine Süßigkeit, die sie sofort bekommen konnten. Die Konzentration auf den gegenwärtigen Moment – statt der Hoffnung auf spätere Belohnung – ist ein wichtiges Thema bei der Untersuchung der Persönlichkeit von Schwarzen.

Es mag überraschen, daß Schwarze mehr Selbstachtung besitzen als Weiße oder Ostasiaten. Das gilt sogar, wenn die Schwarzen ärmer und schlechter erzogen sind. In einer großen Studie unter 11-16-Jährigen hielten sich Schwarze für attraktiver als Weiße. Schwarze hielten sich selbst auch für überlegen beim Lesen, in der Naturwissenschaft und Sozialanalyse, nicht jedoch in der Mathematik. Die Schwarzen behaupteten dies, obwohl sie wußten, daß ihre tatsächliche schulische Leistung geringer war als die der Weißen.

Elterliche Fürsorge und uneheliche Kinder

Rassenunterschiede in der Persönlichkeit und beim Befolgen von Regeln zeigen sich auch in Scheidungsraten, unehelichen Geburten, Gewalt gegen Kinder und Delinquenz. Ostasiaten sind erfolgreicher als Weiße oder Schwarze. Sie weisen weniger Scheidungen, weniger uneheliche Geburten, weniger Gewalt gegen Kinder auf als Weiße und Schwarze.

Auf der anderen Seite ist der mangelnde Familienzusammenhalt unter Schwarzen ein Problem. 1965 wies der *Moynihan Report* unter Schwarzen die höheren Raten an Scheidungen und unehelichen Geburten nach sowie an Familien, die von einer Frau dominiert werden. Heute sind ca. 75 % der Geburten von schwarzen Teenagern unehelich, verglichen mit 25 % unter weißen Teenagern.

Die von einer Frau geleitete Familie ist nichts Ungewöhnliches in den USA. Sie ist nicht das Resultat des Vermächtnisses der Sklaverei oder des Verfalls städtischer Sitten. Vielmehr wird dieser Zustand in großen Teilen Schwarzafrikas gefunden.

In Afrika ist die von einer Frau geführte Familie Teil eines allgemeingültigen sozialen Musters. Dies beinhaltet frühe sexuelle Aktivität, lockere emotionale Bindungen zwischen den Eheleuten, sexuelle Vereinigung und Zeugung von Kindern mit mehreren Partnern. Es beinhaltet auch, daß Kinder häufig weit weg von ihrem Zuhause betreut werden, selbst wenn es jahrelang dauert, denn so können die Mütter ihre sexuelle Anziehungskraft erhalten. Männer konkurrieren ihrerseits stärker um Frauen. Väter sind seltener ins Kindererziehen eingebunden.

Verglichen mit anderen Frauen in armen Ländern, hören afrikanische Frauen früh damit auf, ihre Kinder mit der Brust zu füttern. Darauf setzt ihr Eisprung wieder ein. Sie empfangen erneut und erhöhen so die Geburtenrate. Ist ein Kind erst ein Jahr alt, kümmern sich Geschwister oder die Großeltern darum. Wenn Kinder heranwachsen, bitten sie ältere Kinder um das Notwendigste. In Schwarzafrika und der Schwarzen Karibik werden Vorpubertäre und Teenager genauso sich selbst überlassen wie in den schwarzen Ghettos der USA.

Lebenserwartung und Bevölkerungswachstum

Sterbewahrscheinlichkeiten zeigen das gleiche Muster der Rassendifferenzen. Schwarze haben mehr Krankheiten und eine höhere Sterbewahrscheinlichkeit in allen Altersstufen. Ostasiaten haben die geringste Sterbewahrscheinlichkeit und leben im Schnitt zwei Jahre länger als Weiße, die wiederum zwei Jahre länger als Schwarze leben.

Schwarze amerikanische Babys sterben zweimal so häufig wie weiße. Alleinerziehen, Armut und ein Mangel an Bildung sind nicht die einzigen Ursachen hierfür. Eine Studie unter Hochschulabsolventen, die Zugang zu guter medizinischer Versorgung hatten, wies ebenfalls eine doppelt so hohe Sterbewahrscheinlichkeit schwarzer Neugeborener gegenüber weißen Neugeborenen auf.

Diese Unterschiede bestehen auch unter Erwachsenen. Laut einer Studie der US-Marine kamen Schwarze häufiger durch Unfälle oder Gewalt zu Tode. Eine weitere Studie zeigte, daß Schwarze häufiger durch Autounfälle sterben.

Dies ist ein weltweit gültiges Muster. Ostasiatische Länder wie Japan und Singapur haben geringere Sterbewahrscheinlichkeiten als europäische Staaten, diese wiederum geringere als afrikanische und schwarze karibische Länder. Das Verhältnis beim Selbstmord ist jedoch umgekehrt. Ostasiatische Länder weisen die meisten Fälle auf (15 auf 100.000 Einwohner; Europäer: 12, Schwarze: 4).

Eine höhere Geburtenrate gleicht die geringere Lebenserwartung der Schwarzen mehr als aus. Das afrikanische Bevölkerungswachstum liegt bei 3,2 % pro Jahr. Südostasien und Lateinamerika liegen bei 2,1 bzw. 2,5 % und haben ihr Bevölkerungswachstum seit 1960 vermindert. Eine US-Amerikanerin wird durchschnittlich 14 Nachkommen haben, einschließlich Kindern, Enkeln und Großenkeln. Eine afrikanische Frau hingegen 258. Im Jahr 1950 stellte der afrikanische Kontinent 9 % der Weltbevölkerung. Trotz Aids, Kriegen, Krankheiten, Dürren und Hungersnöten beträgt dieser Anteil heute 12 %.

Schlußfolgerung

Das dreigliedrige Muster der Rassenunterschiede gilt für Wachstum, Lebenserwartung, Persönlichkeit, Familienzusammenhalt, Kriminalität und Erfolg in der Gesellschaft. Schwarze Babys reifen schneller heran als Weiße; ostasiatische Babys langsamer als Weiße. Das gleiche Verhältnis gilt für sexuelle Reife, uneheliche Geburten und sogar Kindesmißbrauch. In der ganzen Welt haben Schwarze die höchsten Verbrechensraten, Ostasiaten die niedrigsten. Schwarze besitzen die höchste Selbstachtung, Ostasiaten können am längsten ihr Vergnügen zurückstellen. Schwarze sterben am frühsten, dann Weiße, dann Ostasiaten, selbst wenn sie alle medizinisch gut versorgt werden. Das dreigliedrige Muster für Rassen bleibt von der Wiege bis ins Grab gültig.

Leseempfehlung:

Herman-Giddens, M. E. et al. (1997). Secondary sexual characteristics and menses in young girls seen in the office practice. *Pediatrics, 99,* 505-512.

Rushton, J. P. (1995). Race and Crime: International data for 1989-1990. *Psychological Reports, 76,* 307-312.

III. Sex, Hormone und Aids

Im Sexualverhalten bestehen Rassenunterschiede, und zwar in der Häufigkeit, mit der Geschlechtsverkehr gewollt wird. Dies beeinflußt die Häufigkeit sexuell übertragener Krankheiten. Alles in allem sind Ostasiaten am sexuell inaktivsten, Schwarze am aktivsten. Die Rassen unterscheiden sich auch in der Anzahl ihrer Zwillinge, Drillinge etc., in ihrem Hormonspiegel, in der Anatomie ihrer Geschlechtsorgane und in ihren Ansichten zur Sexualität.

Rassen unterscheiden sich im Sexualhormon-Spiegel. Schwarze haben die meisten Sexualhormone, Ostasiaten die wenigsten. Das mag eine Erklärung dafür sein, warum schwarze Frauen am häufigsten das *Prämenstruelle Syndrom (PMS)*[6] aufweisen und Ostasiaten am seltensten.

Die Rassen unterscheiden sich auch im Testosteronspiegel, der gemeinhin eine Erklärung für männliches Verhalten liefert. Laut einer Untersuchung unter Hochschulstudenten waren die Testosteronwerte von Schwarzen zehn bis zwanzig Prozent höher als die der Weißen. Eine ältere Studie unter US-Militärveteranen erbrachte einen um drei Prozent höheren Testosteronspiegel unter Schwarzen (siehe *Steroids,* Ausgabe 1992). In jeder Untersuchung von Hochschulstudenten hatten schwarze Amerikaner um 10-15 % höhere Werte als weiße Amerikaner. Japaner (in Japan) hatten geringere Werte als diese Weißen.

Testosteron wirkt wie ein „Hauptschalter“. Es beeinflußt das Selbstbild, die Aggression, den Altruismus, die Verbrechensbereitschaft, die Sexualität – nicht nur in Männern, sondern auch in Frauen. Testosteron kontrolliert auch die Muskelmasse und den Stimmbruch während der Pubertät.

Sexuelle Verhaltensweisen und Einstellungen

Schwarze werden früher sexuell aktiv als Weiße, Weiße früher als Ostasiaten. Statistiken der Weltgesundheitsorganisation *(WHO)* beweisen die weltweite Gültigkeit dieses dreigliedrigen Musters. Landesweite Untersuchungen in Großbritannien und den USA stützen diese Ergebnisse.

Eine Studie in Los Angeles ergab als Alter erster sexueller Aktivität bei Ostasiaten 16,4 Jahre, bei Schwarzen 14,4 Jahre. Der Anteil der Schüler, die sexuell aktiv waren, betrug unter Ostasiaten 32 %, unter Schwarzen 81 %. Weiße lagen wiederum dazwischen. Eine kanadische Studie fand Ostasiaten sowohl in Bezug auf Fantasien als auch auf die Masturbation zurückhaltender. Ostasiaten, die in Kanada geboren waren, verhielten sich fast so zurückhaltend wie erst seit kurzer Zeit eingewanderte Asiaten.

Weltweit folgt die sexuelle Aktivität von Ehepaaren dem dreigliedrigen Muster. In einer Studie von 1951 fragte man, wie oft die Menschen Sex hatten. Bewohner von Pazifikinseln und Ureinwohner Amerikas sagten: ein bis vier Mal pro Woche; weiße US-Amerikaner antworteten: zwei bis vier Mal pro Woche; Afrikaner: drei bis zehn Mal pro Woche. Studien aus jüngerer Zeit haben diese Ergebnisse bestätigt. Die durchschnittliche Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs pro Woche für Ehepaare in den Zwanzigern beträgt 2,5 Mal bei Japanern und Chinesen in Asien, vier Mal für weiße Amerikaner und fünf Mal für schwarze Amerikaner.

Rassenunterschiede werden in sexueller Freizügigkeit, in der Einstellung zum Sex und sogar im Ausmaß sexueller Schuld gefunden. Eine Studie zeigte, daß Japan-stämmige Amerikaner und japanische Studenten in Japan weniger Interesse am Sex hatten als europäische Studenten. Doch empfand jede Generation Japanstämmiger Amerikaner mehr sexuelle Schuld als weiße Amerikaner derselben Altersgruppe. Laut einer anderen Untersuchung haben britische Männer und Frauen drei Mal so häufig sexuelle Fantasien wie japanische Männer und Frauen. Ostasiaten behaupteten am ehesten, daß Sex schwächt. Schwarze sagten, sie hätten häufiger zufälligen Sex und würden sich darüber weniger Gedanken machen als Weiße.

Sexuelle Physiologie und Anatomie

Die Anzahl der Eisprünge unterscheidet sich von Rasse zu Rasse ebenso wie die Wahrscheinlichkeit für Zwillingsgeburten. Schwarze Frauen neigen zu kürzeren Zyklen als weiße. Schwarze produzieren oft zwei Eier in einem einzigen Zyklus, was sie fruchtbarer macht.

Die Anzahl zweieiiger Zwillinge beträgt weniger als vier auf tausend Geburten unter Ostasiaten; acht für Weiße; 16 für Schwarze. Drillinge und Vierlinge sind in allen Rassen zwar selten, doch auch hier haben Schwarze die meisten, Ostasiaten die wenigsten.

Zwischen dem achten und sechzehnten Jahrhundert stellte die arabisch-islamische Literatur schwarze Afrikaner (sowohl Männer wie Frauen) mit großen Sexualorganen dar und schrieb ihnen eine starke Potenz zu. Europäische Anthropologen des 19. Jahrhunderts beschrieben die Lage der weiblichen Genitalien (bei Ostasiaten am höchsten, bei Schwarzen am niedrigsten) und den Winkel bei der männlichen Erektion (bei Ostasiaten parallel zum Körper, bei Schwarzen rechtwinklig). Sie behaupteten, Ostasiaten hätten die am wenigsten entwickelten sekundären Geschlechtsmerkmale (sichtbare Muskeln, Pobacken, Brüste), Schwarze die am meisten entwickelten. Andere Anthropologen schrieben, daß gemischt-rassische Menschen von ihren Merkmalen her zwischen diesen beiden lägen.

Sollten wir solch frühe Berichte über ein so heikles Thema ernst nehmen? Moderne Statistiken scheinen jedenfalls diese frühen Ergebnisse zu stützen. In der ganzen Welt verteilen Gesundheitsorganisationen nun kostenlos Kondome, um die Verbreitung von HIV einzudämmen. Weil die Größe der Kondome über ihren Gebrauch mitentscheidet, wird die Penisgröße von diesen Organisationen festgehalten. Die Richtlinien der *WHO* empfehlen ein 49 mm breites Kondom für Asien, ein 52 mm weites für Nordamerika und Europa und ein 53 mm weites für Afrika. China stellt nun seine eigenen Kondome her – 49 mm weit.

Rassenunterschiede bei der Hodengröße wurden ebenfalls festgehalten – Asiaten: 9 Gramm, Europäer: 21 Gramm. Das liegt nicht nur daran, daß Europäer höher gewachsen sind, denn der obige

Gewichtsunterschied bleibt verhältnismäßig zu groß. 1989 schrieb die Zeitschrift *Nature,* das führende britische Wissenschaftsmagazin, daß die Unterschiede in der Hodengröße bedeuten könnten, daß Weiße täglich zweimal so viel Sperma produzieren wie Ostasiaten. Im Moment liegen uns keine vergleichbaren Werte über Schwarze vor.

Aids und HIV

Rassenunterschiede im Sexualverhalten beeinflussen das restliche Leben, zum Beispiel die Häufigkeit sexuell übertragener Krankheiten. Die *WHO* verzeichnet Syphilis, Gonorrhö, Herpes und Chlamydien. Sie nennt niedrige Werte in China und Japan und hohe Werte in Afrika. Europäische Länder liegen dazwischen.

Das Rassenmuster dieser Krankheiten gilt auch innerhalb der USA. 1997 war die Syphilis-Rate unter Schwarzen 24 Mal so hoch wie unter Weißen. Die landesweite Rate betrug 22 Fälle auf 100.000 Schwarze, 0,5 Fälle auf 100.000 Weiße, noch weniger für Ostasiaten. Eine neuere Studie wies bei bis zu 25 % von schwarzen Mädchen in Ballungszentren Chlamydien nach.

Rassenunterschiede zeigen sich auch bei Aids. Mehr als 30 Millionen Menschen auf der Welt leben mit HIV oder Aids. Viele Schwarze in den USA bekommen es infolge ihrer Drogensucht, noch mehr aber durch Sex. Auf der anderen Seite sind in China und Japan mehr Aids-Kranke Bluter. Europäische Länder haben durchschnittliche HIV-Ansteckungsraten, meist sind homosexuelle Männer betroffen.

Schaubild 4 zeigt die die Schätzungen der UN für jährliche HIV-Infektionsraten in verschiedenen Teilen der Welt. Die Epidemie ging in den späten 70er-Jahren von Schwarzafrika aus. Heute leben dort 23 Millionen Erwachsene mit HIV/Aids. Mehr als die Hälfte davon sind Frauen. Der Übertragungsweg ist dort also vor allem heterosexueller Art. Gegenwärtig sind acht von hundert Afrikanern mit HIV infiziert und die Epidemie ist außer Kontrolle geraten. In manchen Gebieten beträgt die Aids-Rate 70 %. In Südafrika lebt einer von zehn Erwachsenen mit HIV.

Die HIV-Infektionsrate ist auch in der schwarzen Karibik hoch. Etwa 33 % der Aids-Fälle sind dort Frauen. Dieser hohe Anteil zeigt, daß die Verbreitung stark von heterosexuellem Verkehr herrührt. Die hohe Infektionsrate zieht sich durch den ganzen 2000 Meilen langen Gürtel karibischer Staaten, von den Bermudas bis Guyana, und scheint in Haiti am höchsten zu sein (etwa 6 %), dem am stärksten infizierten Land außerhalb Schwarzafrika.

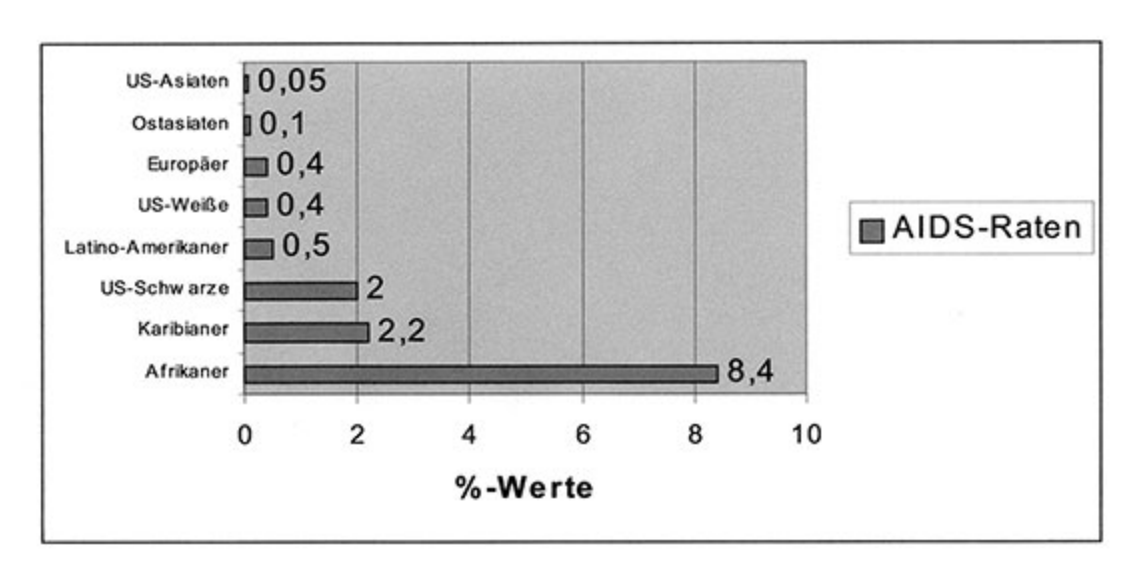
Daten des „US-Zentrums für Krankheitskontrolle und -vorbeugung" zeigen, daß die HIV-Raten von Afroamerikanern denen in der schwarzen Karibik und in Teilen Schwarzafrikas ähneln. Drei Prozent der schwarzen Männer und ein Prozent der schwarzen Frauen in den USA leben mit HIV. Der Anteil unter Weißen beträgt dort 0,1 %, der unter Asiaten 0,05 %. Die Quoten in Europa und den pazifischen Randgebieten sind ebenfalls gering. Aids stellt natürlich für alle Rassen ein ernstes Gesundheitsproblem dar, doch im Besonderen gilt das für Afrikaner und Menschen afrikanischer Herkunft.

Schlußfolgerung

Das dreigliedrige Muster der Rassenunterschiede wird in den Bereichen Mehrfachgeburten (zweieiige Zwillinge), Hormonspiegel, Sexualverhalten, sexuelle Anatomie, Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs

und Geschlechtskrankheiten bestätigt. Männliche und weibliche Spiegel von Sexualhormonen sind unter Schwarzen am höchsten, unter Ostasiaten am niedrigsten. Sexualhormone beeinflussen nicht nur unseren Körper, sondern auch unser Denken und Verhalten. Schwarze sind sexuell am aktivsten, haben die meisten Mehrfachgeburten und die freizügigsten Ansichten. Ostasiaten sind sexuell am wenigsten aktiv und empfinden am meisten sexuelle Schuld. Weiße liegen dazwischen. Geschlechtskrankheiten sind unter Schwarzen am verbreitetsten, unter Ostasiaten am seltensten. Die sehr hohe HIV-Infektionsrate in Afrika, der schwarzen Karibik und unter schwarzen Amerikanern ist alarmierend.

Schaubild 4 : HIV/AIDS Raten (%) der 15-49Jährigen im Jahr 2001



Quelle: Aktualisiert von der zweiten, gekürzten Ausgabe von
Race, Evolution, and Behavior (p.44)
(UNAIDS/Centers for Disease Control and Prevention).

Leseempfehlung:

Ellis, L., & Nyborg, H. (1992). Racial/ethnic variations in male testosteron levels: A probable contributor to group differences in health. Steroids, 57, 72-75. UNAIDS (1999). AIDS epidemic update: December 1999. United Nations Program on HIV/AIDS. New York.

IV. Intelligenz und Hirngröße

IQ-Tests messen Intelligenz und sagen Erfolg im Leben voraus. Rassen unterscheiden sich in Hirngröße und in den Ergebnissen dieser Tests. Im Schnitt weisen Ostasiaten die größten Hirne und höchsten IQs auf. Schwarze die kleinsten/geringsten, Weiße liegen dazwischen. Die Unterschiede in der Hirngröße erklären sowohl die unterschiedlichen IQs innerhalb von Gruppen wie auch zwischen den Gruppen.

Psychologen benutzen IQ-Tests, um das zu messen, was wir „Intelligenz" oder „mentale Fähigkeiten" nennen. Klügere Menschen haben höhere IQs als die meisten anderen Menschen. Weniger kluge Menschen haben niedrigere IQs. Die Tests sind keinesfalls perfekt, doch durchaus nützlich und aussagekräftig **[Anm. der VS Red.: IQ-Tests sind umstritten und relativ. Sie spiegeln lediglich die Oberflächenfunktion des Gehirns, die der Umweltanpassung dient, wider.]**.

IQ-Tests sind auf einen Durchschnittswert von 100 angelegt. Die „normale" Spannbreite reicht von „dumm" (IQ etwa 85) bis „klug" (IQ etwa 115). IQs von 70 weisen auf eine Behinderung hin, IQs über 130 auf besondere Talente. Der durchschnittliche IQ von Ostasiaten beträgt 106, der von Weißen 100, der von Schwarzen 85. Dieses Verhältnis findet sich weltweit, wobei Schwarze in Afrika einen geringeren IQ aufweisen als Schwarze in den USA.

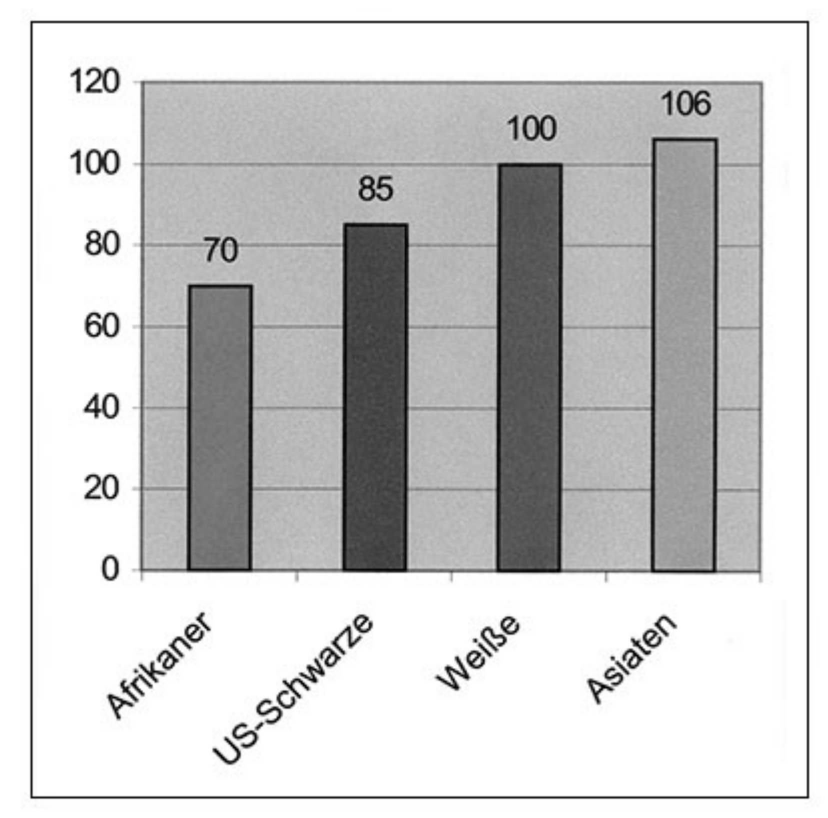
Der Bestseller *The Bell Curve* (1994) beschreibt, wie der IQ Erfolg in Erziehung, Ausbildung und Beruf vorhersagen kann. Geringer IQ führt häufiger zu Kindesmißbrauch, Verbrechen und Delinquenz, Unfällen, unehelichen Kindern, Scheidungen vor dem sechsten Jahr der Ehe, Rauchen während der Schwangerschaft. Gruppen mit höheren IQs weisen mehr talentierte Menschen auf. Während Ostasiaten komplexe Gesellschaftsordnungen in Asien schufen und Weiße in Europa, gelang das schwarzen Afrikanern nicht.

Der Unterschied im IQ zwischen Schwarzen und Weißen zeigt sich bereits im Alter von drei Jahren. Wenn die Rassen auf der Basis von gleichem Einkommen und gleicher Erziehung verglichen werden, verändert sich ihr grundlegender Unterschied nur um vier IQ-Punkte. Er ist also sehr „resistent" gegen Einflüsse wie Einkommen und Erziehung. Daraus folgt, daß die Differenz zwischen Schwarzen und Weißen nicht allein durch soziale Klassenzugehörigkeit zu erklären ist. Weniger bekannt ist auch, daß Ostasiaten den höchsten IQ aufweisen **[Anm. der VS Red.: Dies bedeutet keinesfalls, daß Ostasiatin klüger sind als Europäer, sondern daß sie sich an ihre Umwelt besser anpassen können. Uns sind z.B. keine bedeutende chinesischen Mathematiker oder Physiker bekannt.]**.

The Bell Curve bietet die Essenz des globalen Musters von IQ-Werten, die der britische Psychologe Richard Lynn 20 Jahre lang zusammentrug. Er fand bei Ostasiaten in pazifischen Randgebieten IQs von 101 bis 111, bei Weißen in Europa von 100 bis 103, bei Schwarzen in Afrika von ca. 70 (siehe Schaubild 5).

Der durchschnittliche IQ von 70 für Schwarze in Afrika ist der niedrigste dokumentierte. Der *RAVEN-Matrizen-Test* mißt die Fähigkeit, aufgrund von Wahrnehmung und Analogie logische Schlüsse zu ziehen, er mißt keine kulturspezifischen Eigenschaften. Kenneth Owen fand einen schwarzafrikanischen IQ von 70 unter 13-Jährigen im südafrikanischen Schulsystem. Fred Zindi, ein schwarzer Zimbabwer, bestätigte den Wert mit einer Studie unter 12- bis 14-Jährigen in seinem Land. Die gemischt-rassischen Schüler in Südafrika besaßen einen IQ von 85 – den gleichen wie Schwarze in den USA, Großbritannien und der Karibik. Genetische Untersuchungen (ähnlich denen bei Vaterschaftstests) zeigen, daß gemischt-rassische Schwarze einen Anteil von etwa 25 % weißer Ahnenschaft aufweisen. Ihre IQs liegen zwischen denen unvermischter Schwarzer (70) und reinrassischer Weißer (100).

Schaubild 5: Durchschnittliche IQ-Werte der verschiedenen Rassen



Quelle: Dritte, ungekürzte Ausgabe von *Race, Evolution, and Behavior*
(siehe P-15-P-16, S. 135-137,278-280).

Kulturgerechte Tests

Ist es fair, Rasse und IQ zu vergleichen? Ja. Zum einen sagen IQ-Tests Erfolg in der Schule und im Beruf für Schwarze ebenso voraus wie für Weiße und Ostasiaten. Zum anderen treten die gleichen Rassenunterschiede wie bei den üblichen IQ-Tests auch bei jenen Tests auf, die frei von kulturellen Vorgaben sind.

Tatsächlich schneiden Schwarze bei Standard-IQ-Tests etwas besser ab als bei jenen, die kulturunabhängig gestaltet sind. Dies widerspricht genau den Erwartungen, die Kulturtheorien nahe legen.

Schwarze schneiden bei Sprachtests besser ab als bei nicht-sprachlichen Tests, im Bereich Schulwissen besser als im logischen Denken. In den Klassen 1 bis 12 fallen Schwarze bei den Schularbeiten so weit hinter Weiße zurück wie bei den IQ-Tests. Schwarze liegen auch hinter anderen benachteiligten Gruppen wie amerikanischen Indianern. Auch das widerspricht den Erwartungen, die Kulturtheorien hegen.

Unterschiede zwischen Schwarzen und Weißen sind bei Tests von logischem Denken am größten. Schwarze sind am besten bei Tests zu einfachem Erinnern. Zum Beispiel sind Schwarze fast so gut wie Weiße beim Wiederholen von Zahlenkolonnen, wo die Probanden Zahlen in der gleichen Reihenfolge wiedergeben sollen, wie sie sie gehört haben *(Forward Digit Span).* Werden sie jedoch

aufgefordert, sie in umgekehrter Reihenfolge wie gehört wiederzugeben *(Backward Digit Span),* schneiden Schwarze wesentlich schlechter ab als Weiße. Hunderte von Studien in Arthur Jensens Buch *The g Factor* weisen nach, wie schwierig es ist, Rassenunterschiede beim IQ lediglich auf der Grundlage kultureller Unterschiede zu erklären.

Wahrscheinlich stellt das Messen der „Reaktionszeit" den einfachsten kulturfreien mentalen Test dar. Beim *„odd-man-out"-Test* betrachten neun- bis zwölfjährige Kinder eine Reihe von Lichtern. Sie müssen jeweils den Knopf drücken, der dem Licht am nächsten ist, das gerade angegangen ist. Dieser Test ist so einfach, daß alle Kinder innerhalb von weniger als einer Sekunde reagieren können. Doch selbst hier sind Kinder mit höherem IQ schneller als solche mit niedrigem IQ.

Weltweit sind ostasiatische Kinder hierbei schneller als weiße, diese wiederum schneller als schwarze Kinder.

Intelligenz und Hirngröße

Mein Aufsatz „Brain Size and Cognitive Ability" im Magazin *Psychonomic Bulletin and Review* (1996, mit C. D. Ankney) faßte alle veröffentlichen Forschungsergebnisse auf diesem Gebiet zusammen. Er umfaßte Studien, die mithilfe modernster Errungenschaften wie *MRI (Magnetic Resonance Imaging)* – Kernspintomografie – zustande kamen. *MRI* ermöglicht ein sehr gutes Abbild des menschlichen Hirns. Es gab acht solcher Studien mit insgesamt 381 Erwachsenen. Der Korrelationskoeffizient zwischen IQ und Hirngröße, die mittels *MRI* gemessen wurde, beträgt demnach 0.44.[7] Damit ist er wesentlich höher als der Wert von 0.20 aus früheren Studien, die den Kopfumfang maßen (auch wenn 0.20 bereits signifikant sind). Der *MRI* Hirngrößen-/IQ-Korrelationskoeffizient von 0.44 ist so hoch wie der zwischen der sozialen Klasse, in die man geboren wird, und dem IQ als Erwachsener.

Rassenunterschiede in der Hirngröße

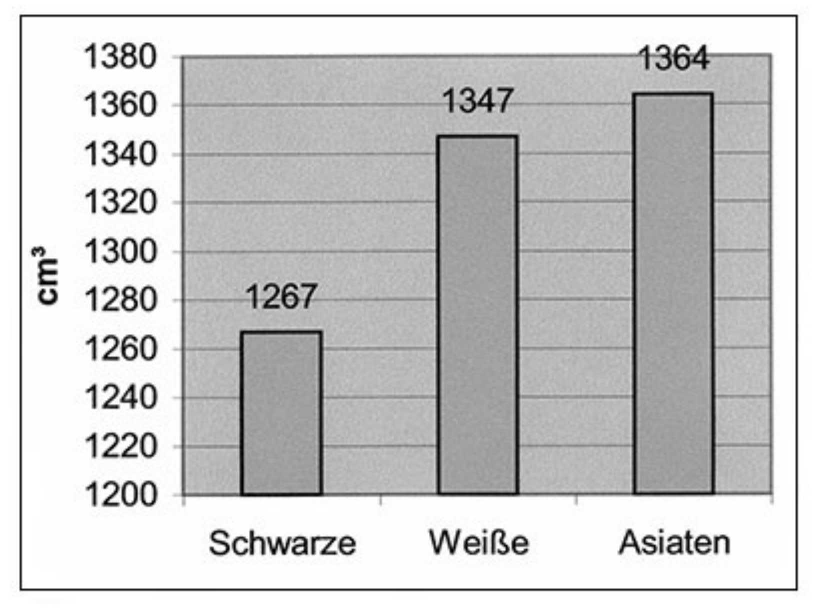
Schaubild 6 verdeutlicht die Rassenunterschiede in der Hirngröße. Ostasiaten haben einen Kubikinch (ein Inch = 2,54 cm) mehr Hirnmasse als Weiße, diese fünf Kubikinch (ca. 12,65 cm^3) mehr als Schwarze. Ein Kubikinch enthält Millionen von Hirnzellen und Verbindungen, was den unterschiedlichen IQ der Bindungen, was den unterschiedlichen IQ der Rassen zu erklären hilft.

Der Rest dieses Kapitels dokumentiert, daß vier verschiedene Methoden zum Erfassen der Hirngröße zum gleichen Ergebnis führen. Die Methoden sind *MRI,* Wiegen des Hirns bei der Autopsie, Messen des Volumens eines leeren Schädelskeletts und Messen des Kopfumfangs. Die Unterschiede in der Hirngröße bleiben selbst dann bestehen, wenn man die Körpergrößen der Rassen angleicht.

Kernspintomografie

Eine MRI-Studie zu Rassenunterschieden in der Hirngröße umfaßte mehr als einhundert Menschen in Großbritannien. Sie wurde 1994 in *Psychological Medicine* veröffentlicht. Schwarzafrikaner und schwarze Bewohner der Westindischen Inseln hatten durchschnittlich ein kleineres Hirn als Weiße. Leider sagte die Studie nicht viel über Alter, Geschlecht und Körpergröße der Probanden aus.

Schaubild 6: Durchschnittliche Gehirngröße (in cm^3) für die drei Rassen



Quelle: Dritte ungekürzte Ausgabe von *Race, Evolution, and Behavior*
(siehe P-13, 113-133, 282-284).

Hirngewicht bei der Autopsie

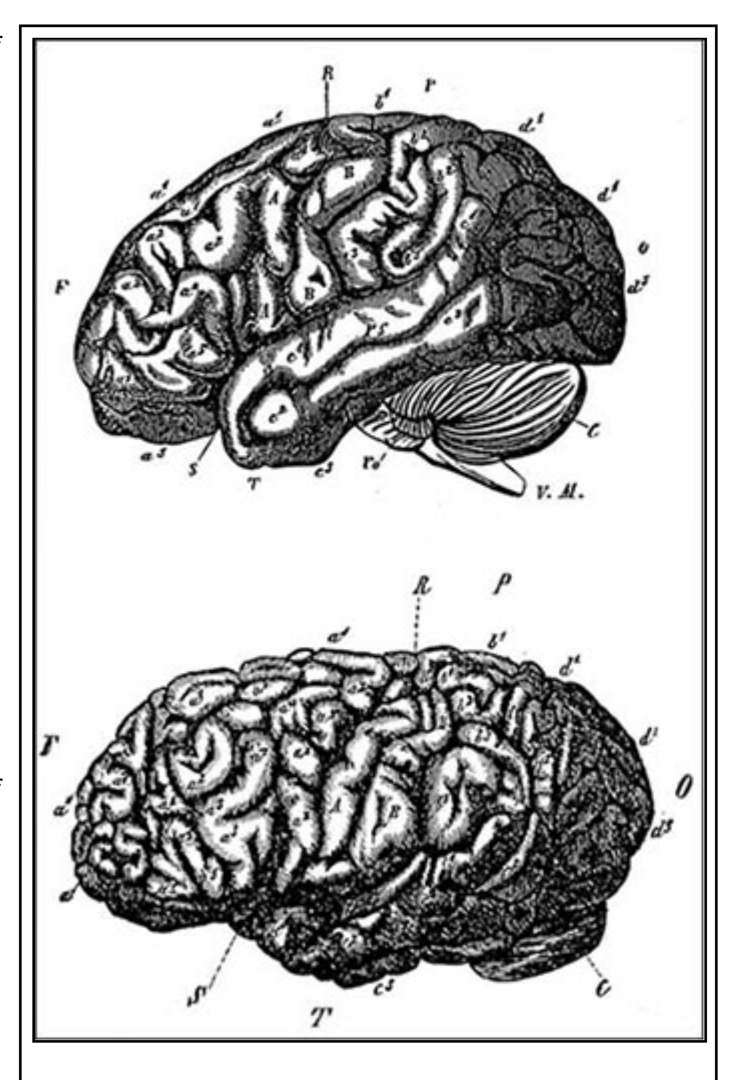
Im 19. Jahrhundert fand der bekannte Neurologe **Paul Broca** heraus, daß Ostasiaten größere und schwerere Hirne haben als Weiße, Weiße größere und schwerere Hirne als Schwarze. Broca erkannte ebenfalls, daß die Hirne von Weißen mehr Falten in der Rinde aufwiesen als die von Schwarzen. (Je mehr die Hirnrinde gefaltet ist, desto mehr Hirnzellen enthält sie.) Weiße Hirne wiesen auch größere Frontallappen auf, die für Selbstkontrolle und Vorplanung wichtig sind.

Im frühen zwanzigsten Jahrhundert beschrieben Anatomen bei Autopsien ermittelte Hirngewichte in Magazinen wie *Science* und *dem American Journal of Physical Anthropology.* Diese frühen Studien fanden die Hirngewichte von Japanern und Koreanern etwa gleich denen von Europäern, obwohl die Ostasiaten kleiner an Wuchs und leichter an Gewicht waren.

1906 beschrieb Robert Bean nach Autopsien 150 Hirne von Schwarzen und Weißen im *American Journal of Anatomy.* Das Hirngewicht variierte je nach dem Anteil weißer Vorfahren, von 1,157 Kilogramm (keine weißen Vorfahren) bis zu 1,347 Kilogramm (50 % weiße Vorfahren). Er fand die Hirne von Schwarzen weniger gefaltet als die von Weißen vor und entdeckte bei den Schwarzen weniger Fasern, die zu den Frontallappen führten.

Viele weitere Studien folgten. 1934 gab Vint die Resultate einer Hirn-Autopsie von Schwarzafrikanern im *Journal of Anatomy* bekannt. Er fand die Hirne von Afrikanern um 10 % leichter als die von Weißen. Im Fachmagazin *Science* (1934) analysierte Raymond Pearl die Hirne schwarzer und weißer Soldaten, die während des Amerikanischen Bürgerkrieges (1861— 1865) gestorben waren. Laut Pearl waren die Hirne der Weißen etwa 100 Gramm schwerer als die der Schwarzen. Unter denen wiederum stieg das Hirngewicht proportional zum Anteil ihrer weißen Vorfahren an.

In einem Aufsatz im *American Journal of Physical Anthropology* behauptete im Jahr 1970 Philip V. Tobias, daß all diese früheren Studien falsch seien, weil sie Faktoren wie Geschlecht, Körpergröße, Todesalter, Ernährung in der Kindheit, Herkunft der Probanden, Beruf und Todesursache nicht berücksichtigten. Als ich hingegen selbst die Daten in Tobias' Aufsatz überprüfte, fand ich heraus, daß auch sie die schwereren Hirne von Ostasiaten und Weißen gegenüber Schwarzen bestätigten. Auch Tobias mußte schließlich zugeben, daß Ostasiaten Millionen Nervenzellen mehr als Weiße haben und Weiße Millionen Nervenzellen mehr als Schwarze.



Oben – das Gehirn einer Negerfrau;
unten – das Gehirn des deutschen Mathematikers Gauß
(Nach Karl Vogt)
[Aus dem Buch: Wladimir Awdejew. Rassologija (Rassenkunde), 2. Auflage, Moskau 2007 VS Redaktion]

1980 bestätigte ein Team von Kenneth Ho die Rassenunterschiede. Ihre Autopsie-Ergebnisse wurden in den *Archives of Pathology and Laboratory Medicine* veröffentlicht. Sie vermieden die offensichtlichen Fehler, die bei Tobias zu finden sind. Das Zahlenmaterial für die Hirnmasse von 1261 erwachsenen Amerikanern zeigte, daß Weiße im Schnitt 100 Gramm mehr Hirngewicht aufbringen als Schwarze. Weil die Schwarzen in dieser Studie an Körpergröße den Weißen ähnelten, kann man sagen, daß Unterschiede in der Körpergröße die Unterschiede in der Hirnmasse nicht erklären können.

Das Vermessen des Schädelskeletts

Ein anderer Weg, Hirngröße zu messen, besteht darin, Totenschädel mit Material zu füllen. Im 19. Jahrhundert wurden mehr als eintausend Totenschädel vom amerikanischen Anthropologen Samuel George Morton untersucht. Er fand heraus, daß die Schädel von Schwarzen etwa fünf Kubikinch (ca. 12,65 cm^3) kleiner waren als die der Weißen.

1942 berichtete die Anatomin Katherine Simmons über zweitausend Totenschädel im Magazin *Human Biology.* Sie bestätigte Mortons frühere Entdeckung, daß Weiße größere Schädel als Schwarze haben. Weil die Schwarzen in ihrer Studie länger als die Weißen waren, konnten die unterschiedlichen Schädelgrößen nicht auf die verschiedene Körpergrößen zurückgeführt werden.

Kenneth Beals und sein Team konnten diese Resultate 1984 in der Fachzeitschrift *Current*

Anthropology untermauern. Sie hatten fast 20.000 Totenschädel auf der ganzen Welt vermessen. Die Schädelgröße variierte je nach Herkunftsort. Schädel aus Ostasien waren drei Kubikinch (7,59 cm^3) größer als diejenigen aus Europa, diese wiederum fünf Kubikinch (12,65 cm^3) größer als Totenschädel aus Afrika.

Das Messen des Schädelumfangs an Lebenden

Hirngröße kann auch bestimmt werden, indem der äußere Schädelumfang vermessen wird. Die Resultate bestätigen hierbei wieder jene, die durch das Wiegen von Hirnen und das Auffüllen von Totenschädeln zustande kommen.

Ich berichtete 1992 im Magazin *Intelligence* von einer Untersuchung an Tausenden von US-Soldaten. Selbst nach Korrekturen im Hinblick auf die unterschiedliche Körpergröße hatten Ostasiaten noch einen größeren Kopf als Weiße, diese einen größeren als Schwarze. 1994 schrieb ich im gleichen Magazin, was eine Studie des *ILO (International Labour Office)* in Genf an zehntausenden Männern und Frauen erbracht hatte: Die Köpfe von Ostasiaten waren – nach korrigierender Auswertung in Hinblick auf Körpergröße – größer als die von Europäern; Europäer hatten größere Köpfe als Schwarze.

1997 berichtete ich in *Intelligence* vom Vermessen von 35.000 Kindern, die man von der Geburt bis ins Alter von sieben Jahren begleitet hatte *(Collaborative Perinatal Study).* Bei der Geburt, im Alter von vier Monaten, von einem Jahr und von sieben Jahren besaßen ostasiatische Kinder größere Schädel als weiße, diese wiederum größere als schwarze. Die Unterschiede lagen nicht in der Körpergröße begründet, da die schwarzen Kinder größer und schwerer als die weißen und ostasiatischen waren.

Zusammenfassung

Schaubild 6 stellt die durchschnittliche Hirngröße für die drei Rassen da, unter Berücksichtigung aller vier Meßtechniken und – wo möglich – der Korrekturen bezüglich der Körpergröße. Ostasiaten kommen auf einen Schnitt von 1,364 cm^3, Weiße auf 1,347 cm^3, Schwarze auf 1,267 cm^3. Normalerweise variieren die Durchschnitte verschiedener Untersuchungen und die Rassen überlappen sich. Doch hier weisen die Resultate verschiedener Methoden und Probanden das gleiche Muster auf: Ostasiaten > Weiße > Schwarze.

Schlußfolgerung

Studien zu Rassenunterschieden in der Hirngröße nutzen verschiedene Methoden, darunter *MRI.* Alle Methoden führen zu den gleichen Ergebnissen. Ostasiaten haben im Schnitt die größten Hirne, Schwarze die kleinsten, Weiße liegen dazwischen. Diese Unterschiede lassen sich nicht durch Körpergröße erklären. Anpassungen der Werte bezüglich der Körpergröße führen zum gleichen Muster. Das dreigliedrige Muster gilt also auch für den IQ. Im Schnitt bedeutet dies, daß Ostasiaten 102 Millionen mehr Hirnzellen als Weiße haben und Weiße 480 Millionen mehr als Schwarze. Diese Unterschiede in der Hirngröße machen wohl auch die Rassenunterschiede in IQ und kultureller Leistung verständlich.

Leseempfehlung:

Jensen, A. R. (1998). *The g Factor.* Westport, CT: Praeger.

Rushton, J. P. & Ankney, C. D. (1996). Brain size and cognitive ability: Correlations with age, sex, social class and race. *Psychonomic Bulletin and Review, 3,* 21-36.

V. Gene, Umwelt oder beides?

Zahlreiche Studien zeigen, daß Rassenunterschiede sowohl von Genen als auch von der Umwelt verursacht werden. Erblichkeit, rassenübergreifende[8] *Adoption und Zurückentwicklung zum Durchschnitt*[9] *erzählen alle die gleiche Geschichte. Rassenübergreifende Adoptionen liefern einen der besten Beweise dafür, daß Gene Rassendifferenzen im IQ erzeugen. In einem weißen Haushalt der Mittelklasse groß zu werden verändert nicht den durchschnittlichen IQ-Wert von Ostasiaten, noch erhöht es den von Schwarzen.*

Kann irgendein Umweltfaktor all die Daten erklären zu: Geschwindigkeit der Zahnentwicklung, Alter sexueller Reife, Hirngröße, IQ, Testosteronspiegel, Anzahl von Mehrfachgeburten? Hier scheinen doch Gene im Spiel zu sein. Doch wie können wir das sicher wissen?

Einige Merkmale sind eindeutig vererbt. Wir wissen zum Beispiel, daß Rassenunterschiede in der Zwillingsrate der Erblichkeit und nicht der Umwelt zuzuschreiben sind. Studien unter ostasiatischen, weißen und gemischt-rassischen Kindern auf Hawaii und von weißen, schwarzen und gemischt-rassischen Kindern in Brasilien zeigen, daß die Rasse der Mutter, nicht die des Vaters, der entscheidende Faktor ist. Die Rolle rassischer Vererbung gilt auch für andere Merkmale.

Erblichkeitsstudien

Erblichkeit beschreibt das Ausmaß der Variation eines Merkmals aufgrund von Genen. Eine Erblichkeit von 1.00 bedeutet, daß die Merkmale angeboren sind und die Umwelt darauf keinen Einfluß hat. Eine Erblichkeit von Null (0.00) bedeutet, daß ein Merkmal gänzlich von der Umwelt beeinflußt wird und nicht von den Genen. Eine Erblichkeit von 0.50 heißt, Unterschiede werden durch Gene und Umwelt bestimmt.

Erblichkeit ist für Tierzüchter wichtig. Sie wollen wissen, inwiefern Gene zum Beispiel die Milchproduktion und den Fleischgehalt von Rindvieh beeinflussen oder festlegen, wie schnell ein Hund rennen kann und ob er sich mit Kindern verträgt. Je höher die Erblichkeit, desto mehr werden die Nachkommen ihren Eltern ähneln. Geringe Erblichkeit bedeutet, daß Umweltfaktoren wie die Nahrungsweise wichtiger werden.

Wir messen Erblichkeit, indem wir Familienmitglieder vergleichen, besonders zweieiige Zwillinge miteinander und adoptierte Kinder mit leiblichen Geschwistern. Eineiige Zwillinge haben 100 % ihrer Gene gemein, während zweieiige Zwillinge nur 50 % gemein haben. Leibliche Geschwister haben ebenfalls 50 % ihrer Gene gemein, während adoptierte Kinder keine genetischen Gemeinsamkeiten aufweisen. Wenn Gene wichtig sind, sollten sich eineiige Zwillinge als zweimal so ähnlich erweisen wie zweieiige oder gewöhnliche Geschwister. Und so ist es auch.

Manche eineiigen Zwillinge wurden früh im Leben getrennt und sind voneinander entfernt aufgewachsen. Die berühmte „Minnesota-Zwillingsstudie" von Thomas J. Bouchard et al. beschäftigt sich mit ihnen.

Auch wenn sie in getrennten Familien aufwachsen, ähneln sich eineiige Zwillinge später sehr. Das gilt sowohl für körperliche Merkmale (wie Größe und Fingerabdrücke) als auch für charakterliche Eigenschaften (wie Persönlichkeit und IQ).

Eineiige Zwillinge, die in getrennten Familien aufwachsen, haben Gene gemeinsam, aber nicht die Faktoren ihrer Erziehung. In Schaubild 7 erkennt man, daß Erblichkeit für 97 % der Unterschiede bei Fingerabdrücken verantwortlich ist, die Umwelt nur zu 3 %. Soziale Einstellungen waren zu 40 % ererbt, zu 60 % erworben. Der IQ war zu 70 % ererbt, zu 30 % erworben.

Eineiige Zwillinge sind sich oft so ähnlich, daß nicht einmal nahe stehende Freunde sie auseinander halten können. Obwohl die Zwillinge der „Minnesota-Studie" getrennt voneinander lebten, hatten sie viele Vorlieben und Abneigungen gemein. Oft pflegten sie die gleichen Hobbys und genossen die gleiche Musik, das gleiche Essen und die gleiche Kleidung. Ihr Verhalten und ihre Gesten waren oft die gleichen. Die Zeitpunkte ihrer Berufseintritte und Eheschließungen (und manchmal Scheidungen) lagen dicht beieinander. Sie gaben sogar ihren Kindern und Haustieren ähnliche Namen.

Eines jener Paare, die „Jim-Zwillinge", wurde im Kleinkindalter von zwei verschiedenen Arbeiterfamilien adoptiert. Doch sie markierten ihr Leben mit einer Spur ähnlicher Namen. Beide nannten ihr Schmusetier während der Kindheit „Toy". Beide heirateten Frauen mit dem Namen Linda, ließen sich von ihnen scheiden und heirateten danach Frauen mit dem Namen Betty. Einer nannte seinen Sohn James Allen, der andere nannte seinen Sohn James Alan.

Ein anderes getrennt aufgewachsenes, weibliches Zwillingspaar lachte stets sehr gerne. Jede der beiden Frauen sagte, ihre Adoptiveltern wären diesbezüglich sehr reserviert gewesen. Jede meinte, sie habe nie einen Menschen getroffen, der so leicht zum Lachen zu bringen war wie sie selbst – bis auf ihre Zwillingsschwester.

Erblichkeit beeinflußt auch den sexuellen Trieb. Das Alter unserer ersten sexuellen Erfahrung, wie oft wir Sex haben, unsere gesamte Anzahl von Sexualpartnern – all das hat eine Erblichkeit von 50 %. Das gilt auch für die Wahrscheinlichkeit, mit der wir geschieden werden. Verschiedene Studien belegen, daß männliche und weibliche Homosexualität genau wie andere sexuelle Orientierungen zu 50 % genetisch bedingt sind.

Zwillingsstudien weisen nach, daß sogar soziale Einstellungen teilweise genetisch bedingt sind. Eine australische Studie an 4.000 Zwillingspärchen zeigte den erblichen Einfluß auf bestimmte politische Ansichten wie die zur Todesstrafe, Abtreibung und Einwanderung.

Auch kriminelle Neigungen sind erblich. Etwa 50 % der eineiigen Zwillinge mit Vorstrafen haben Kinder mit Vorstrafen; bei zweieiigen Zwillingen beträgt der Anteil nur ca. 25 %.

Gene beeinflussen altruistisches Verhalten und Aggressionen. Eine umfangreiche Studie unter britischen Zwillingen fand heraus, daß der Wunsch, anderen zu helfen oder sie zu verletzen, zu etwa 50 % erblich war. Für Männer heißt das: Kämpfen, eine Waffe tragen, sich mit einem Polizisten

prügeln – all das ist zu 50 % erblich.

Mein Artikel in *Behavioral and Brain Sciences* (1989) zeigt, daß teilweise auch genetisch bedingt ist, wen wir heiraten und uns als Freunde aussuchen. Wenn Blutgruppen und Gene von Freunden und Ehepartnern untersucht werden, stellt man fest, daß die Menschen Partner wählen, die ihnen genetisch ähneln.

Adoptionsstudien

Einen guten Test für die Richtigkeit der Ergebnisse von Zwillingsstudien stellen Adoptionsstudien dar. Eine dänische Untersuchung *(Science,* 1984) betrachtete 14.427 Kinder, die als Säugling von ihren leiblichen

Eltern getrennt worden waren. Jungen neigten eher zu Vorstrafen, wenn ihre leiblichen Eltern bereits davon betroffen waren, als wenn ihre Adoptiveltern dazu neigten. Obwohl sie in getrennten Familien groß wurden, hatten 20 % der Brüder und 13 % der Halbbrüder ähnliche Strafregister. Nur in 9 % der Fälle von zwei nicht-blutsverwandten Jungen, die im gleichen Haushalt groß wurden, fielen beide kriminell auf.

Das *Colorado Adoption Project* fand heraus, daß Gene mit zunehmendem Lebensalter an Einfluß gewinnen. Im Alter von drei bis sechzehn Jahren ähnelten adoptierte Kinder immer stärker ihren leiblichen Eltern in Größe, Gewicht und IQ. Im Alter von 16 Jahren ähnelten Adoptivkinder also nicht den Menschen, die sie groß gezogen hatten. Die Erblichkeit von Größe, Gewicht und IQ im Säuglingsalter liegt bei ca. 30 %; im Teenageralter steigt sie auf 50 %, im Erwachsenenalter auf 80 %. Wenn Kinder älter werden, haben demnach ihre häuslichen Einflüsse weniger Gewicht als ihre Gene – was wiederum genau das Gegenteil von dem ist, was Kulturtheorien behaupten.

Rasse und Erblichkeit

Studien belegen, daß eine hohe Erblichkeit bei Weißen auch unter Ostasiaten und Schwarzen eine hohe Erblichkeit bedeutet. Eine niedrige Erblichkeit in einer Rasse bedeutet auch eine niedrige in den anderen. Zum Beispiel ist der IQ zu 50 % erblich – egal, ob unter Schwarzen, Weißen oder Ostasiaten. Es gibt also in allen drei Rassen eine genetische Basis für Intelligenz.

Eine Studie legte den *ASVAB-Test*[10] zugrunde und fand heraus, daß in allen drei Rassen die Ähnlichkeiten unter Geschwistern gleich sind. Der genetische Einfluß des IQ unter Ostasiaten, Weißen und Schwarzen ist etwa gleich. Es gibt keinen besonderen Faktor, wie die Geschichte der Sklaverei oder weißen Rassismus, der die kulturellen Einflüsse auf eine Rasse hätte stärker werden lassen als auf eine andere.

Rassenübergreifende Adoptionsstudien

Der beste Beweis für die genetische Grundlage der Rassenunterschiede beim IQ stammt aus den rassenübergreifenden Adoptionsstudien unter ostasiatischen, schwarzen und gemischt-rassischen Kindern. Alle wurden in jungen Jahren von weißen Eltern adoptiert und wuchsen in Familien der „Mittelklasse" auf.

Eine bekannte Studie dieser Art ist Sandra Scarrs *Minnesota-Projekt.* Die adoptierten Kinder waren

weiße, schwarze oder gemischt-rassische (schwarz-weiße) Babys. Die Kinder machten im Alter von sieben und von siebzehn Jahren jeweils einen IQ-Test.

Anfangs glaubten die Wissenschaftler, daß ein gutes Zuhause den IQ von schwarzen Kindern anheben würde. Im Alter von sieben Jahren lag er bei 97, deutlich über den durchschnittlichen 85 für Schwarze und fast so hoch wie die 100 der Weißen. Als die Kinder jedoch mit 17 Jahren erneut getestet wurden, ergab sich etwas anderes *(Intelligence,* 1992).

Mit sieben Jahren besaßen schwarze, gemischtrassische und weiße Kinder höhere IQs als der Durchschnitt ihrer Altersgruppe. In einem guten Zuhause groß zu werden, half all diesen Kindern. Dennoch entsprach das Rassenmuster der genetischen Theorie, nicht den Kulturtheorien. Schwarze Kinder hatten einen Durchschnitts-IQ von 97, gemischt-rassische einen von 109, weiße einen von 112.

Die Gültigkeit der genetischen Theorie wurde klar, als die Kinder älter wurden. Mit 17 Jahren lagen die IQs der Adoptivkinder näher an dem zu erwartenden Durchschnitt ihrer Rasse. Adoptierte weiße Kinder kamen auf ca. 106, gemischt-rassische auf etwa 99, Schwarze auf 89. IQ-Werte sind nicht der einzige Beweis in dieser Untersuchung. Schulnoten, Klassenrang und Eignungstests zeigen das gleiche Muster.

Als Sandra Scarr das Ergebnis der Untersuchung an den 17-Jährigen sah, änderte sie ihre Ansicht darüber, warum Schwarze und Weiße sich unterschieden. Sie schrieb: „Die Adoptierten mit leiblichen afroamerikanischen Eltern besaßen IQs, die nicht bemerkenswert über denen der Kinder lagen, die in schwarzen Familien groß wurden.“ Es brachte also keinen signifikanten Anstieg des IQ bei schwarzen Kindern, daß sie in einem weißen Haushalt der Mittelklasse aufgewachsen waren.

Einige Psychologen widersprachen Sandra Scarr. Sie behaupteten, die Folgen von Erwartungshaltungen (und nicht Gene) würden dieses Muster erklären. Sie sagten, schwarze und weiße Kinder würden nicht gleich behandelt. Selbst wenn die Eltern sich gut um die Kinder bemühten, würden Schwarze in den Schulen, von ihren Klassenkameraden und der Gesellschaft als Ganzes diskriminiert; das würde ihren IQ schmälern. Weil wir von schwarzen Kindern *erwarteten,* daß sie schlecht in der Schule abschnitten, würden sie unsere geringen Erwartungen erfüllen.

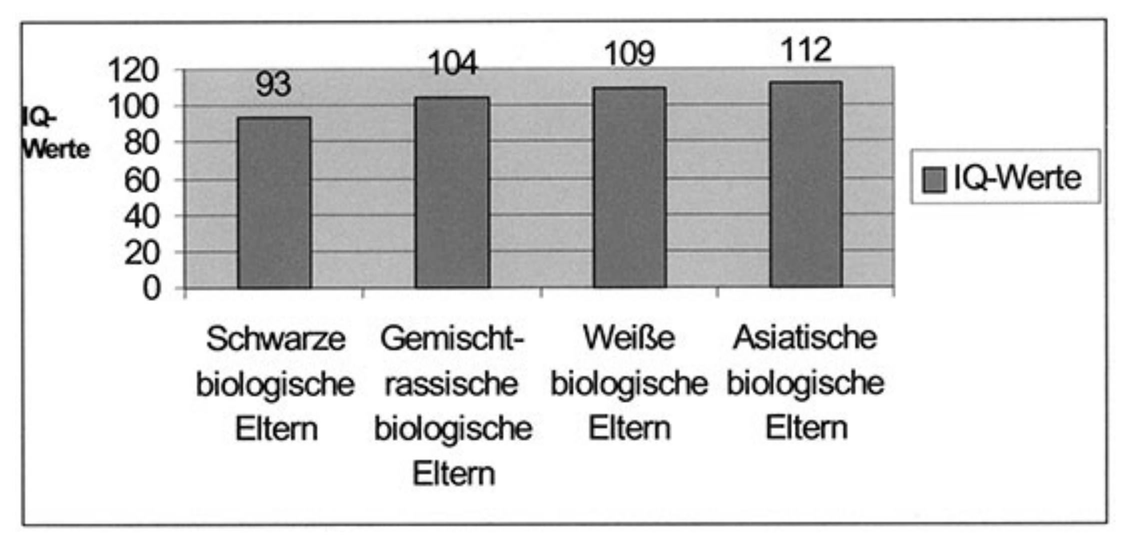
Gibt es irgendeinen Weg, sich zwischen der genetischen Theorie und einer solchen Erwartungstheorie zu entscheiden? Es gibt ihn tatsächlich. Ein Bereich der Scarr-Studie betrachtet die Eltern, die glaubten, sie hätten ein schwarzes Kind adoptiert, aber in Wirklichkeit ein gemischt-rassisches (schwarz-weißes) aufgenommen hatten. Diese Kinder hatten etwa den gleichen IQ wie andere gemischt-rassische Kinder und einen höheren als adoptierte Schwarze. Das galt also auch dann, wenn ihre Adoptiveltern geglaubt hatten, sie hätten ein Kind mit zwei schwarzen leiblichen Eltern angenommen.

Schaubild 7 faßt die Resultate für ostasiatische Kinder, die in weiße Mittelklassefamilien adoptiert wurden, zusammen. Koreanische und vietnamesische Kinder aus armen Familien, viele von ihnen mangelernährt, wurden von weißen amerikanischen und belgischen Familien adoptiert. Als sie größer wurden, fielen sie in der Schule positiv auf. Die IQs der adoptierten asiatischen Kinder waren um zehn Punkte höher als der nationale Durchschnitt der Länder, in denen sie aufwuchsen.

Rassenübergreifende Adoption erhöht also nicht den IQ und vermindert ihn auch nicht. Das dreigliedrige Muster der Rassenunterschiede im IQ bleibt bestehen.

Die *Minnesota Transracial Adoption Study* zeigte auch, daß es Rassenunterschiede in der Persönlichkeit gibt. Schwarze 17-Jährige waren aktiver und aufbrausender als weiße 17-Jährige. Koreanische Kinder, die in weißen Familien groß wurden, waren ruhiger und weniger aktiv als weiße Kinder.

Schaubild 7: IQ-Werte von adoptierten Kindern verschiedener Rasse, nachdem sie in weißen Haushalten der Mittelklasse aufwuchsen (Durchschnittswerte im Alter von 7 und 17 Jahren)



Quelle: Dritte ungekürzte Ausgabe von Race, Evolution, and Behavior (pp. 187-194).

Erblichkeiten und Rassenunterschiede

Inzucht stellt einen weiteren Weg dar, Rassenunterschiede zwischen Schwarzen und Weißen zu untersuchen. Negative Folgen treten auf, wenn sich schädliche Gene kombinieren und etwa Größe, Gesundheit und IQ verringern. Das Risiko steigt, wenn Kinder von nahen Verwandten gezeugt werden (wie Cousin und Cousine).

Die meisten IQ-Tests beinhalten Kategorien wie Wortschatz, Erinnerungsvermögen und logisches Denken. Die Kinder von Cousin/en-Ehen haben einen niedrigeren IQ als andere Kinder und schneiden in einigen Kategorien schlechter ab. Je stärker Inzucht einen Test beeinflußt, desto genauer wissen wir, daß die Gene den Test beeinflußt haben. Darum sagt die Gentheorie voraus, daß die Tests, die Inzuchtfolgen aufzeigen, auch die meisten Unterschiede zwischen Schwarz und Weiß aufdecken können.

Ich schaute mir die Inzuchtfolgen einer in *Intelligence* (1989) veröffentlichten Studie genauer an, die Cousin/Cousine-Ehen in elf Kategorien eines bekannten IQ-Tests untersuchte. Ich verglich die Kategorien, die den größten Inzucht-Nachteil aufwiesen, mit jenen, die den größten Unterschied zwischen Schwarz und Weiß in den USA zeigten. Die Kategorien, die die meisten Inzucht-Nachteile

aufwiesen, beinhalteten auch die größten Unterschiede zwischen Schwarz und Weiß. Da die Inzucht-Zahlen aus einer Studie über japanische Cousin/Cousinen-Ehen stammten, kann der kulturelle Unterschied zwischen Schwarzen und Weißen in den USA nicht erklären, warum Schwarze einige Kategorien von IQ-Tests schwieriger finden als andere.

Rückentwicklung zum Durchschnitt

„Rückentwicklung zum Durchschnitt" bezeichnet einen weiteren Erkenntnisweg, der Rassenunterschiede als überwiegend genetisch bedingt ansieht. Die Kinder von sehr großgewachsenen Eltern sind größer als der Durchschnitt. Aber sie sind kleiner als ihre Eltern und näher am Durchschnitt ihrer Rasse. Kinder sehr kleiner Eltern sind kleiner als der Durchschnitt, aber größer als ihre Eltern. Dies wird das „Gesetz der Rückentwicklung zum Durchschnitt" genannt. Es gilt nicht nur für die Körpergröße, sondern auch für den IQ. Die meisten physischen und psychischen Bereiche zeigen einen Rückentwicklungseffekt.

Rückentwicklung zum Durchschnitt geschieht, wenn sehr große Menschen (oder solche mit sehr hohem IQ) sich paaren, da sie einige, wenn auch nicht alle ihrer besonderen Gene an ihre Nachkommen vererben. Das gleiche passiert mit sehr kleinen Menschen (oder zum Beispiel solchen mit geringem IQ). Es ist, als würde man zwei Sechser oder zwei Einser erwürfeln – die Wahrscheinlichkeit ist hoch, daß man beim nächsten Wurf kein Augenpaar mit so hohem (oder niedrigem) Wert bekommt.

Hier wird klar, warum Rückentwicklung so wichtig für unsere Studien ist. Weil Schwarze und Weiße verschiedenen Rassen entstammen, haben sie viele verschiedene Gene. Das Gesetz der Rückentwicklung sagt voraus, daß in jedem Bereich die Werte sich dem Durchschnitt einer Rasse annähern werden. In den USA werden also schwarze Kinder mit Eltern, die einen IQ von 115 haben, sich zum Durchschnitt der Schwarzen von 85 rückentwickeln, während weiße Kinder mit Eltern, die einen IQ von 115 haben, sich dem Durchschnitt der Weißen von 100 annähern werden.

Dieses Gesetz funktioniert auch am anderen Ende der Skala. Schwarze Kinder, deren Eltern einen IQ von 70 aufweisen, werden sich zu einem Wert von 85 entwickeln, weiße Kinder im gleichen Fall zu einem Wert von 100.

Das Gesetz der Rückentwicklung gilt auch für Geschwister. Schwarze und weiße Kinder mit einem IQ von 120 haben Geschwister, die einen unterschiedlichen Grad von Rückentwicklung aufweisen. Schwarze Geschwister regredieren auf einen IQ von 85, weiße auf einen von 100. Das Gegenteil passiert am anderen Ende der Skala. Schwarze mit einem IQ von 70 haben Geschwister, die einem IQ von 85 zustreben, Weiße mit einem IQ von 70 haben Geschwister, die sich auf einen Wert von 100 zubewegen.

Rückentwicklung zum Durchschnitt erklärt ferner eine andere interessante Entdeckung. Schwarze Kinder, die von reichen Eltern gezeugt wurden, haben einen IQ, der zwei bis vier Punkte unter dem von weißen Kindern liegt, die von armen Eltern gezeugt wurden. Die schwarzen Eltern mit hohem IQ waren nicht in der Lage, ihren Vorteil an die Kinder weiterzugeben, obwohl sie ihnen hochwertige Nahrung, medizinische Versorgung und gute Schulen zuteil werden ließen. Nur eine Analyse der Gene in Verbindung mit Umwelteinflüssen ist in der Lage, die Ursachen hierfür gänzlich zu entschlüsseln.

Schlußfolgerung

Gene spielen eine große Rolle beim IQ, der Persönlichkeit, persönlichen Einstellungen und Verhaltensweisen. Das gilt für Ostasiaten, Weiße und Schwarze.

71Rassenübergreifende Adoptionsstudien (wenn Säuglinge einer Rasse von Eltern einer anderen Rasse adoptiert und großgezogen werden), Studien zur Rückentwicklung zum Durchschnitt (die Eltern und Geschwister verschiedener Rassen vergleichen) und Untersuchungen zu Inzucht-Nachteilen (die gemeinsame Kinder naher Verwandter betrachten) liefern Beweise für die Behauptung, daß Gene die Rassenunterschiede in IQ und Persönlichkeit bedingen. Keine Kulturtheorie allein kann diese Resultate erklären, die von der Gentheorie nicht nur erläutert, sondern von ihr auch *vorhergesagt* werden.

Leseempfehlung:

Weinberg, R. A., Scarr, S., & Waldman, I. D. (1992). The Minnesota Transracial Adoption Study: A follow-up of IQ test performance at adolescence. *Intel-ligence,16,* 117-135.

VI. Theorie der Überlebensstrategien

Die Theorie der r-K-Überlebensstrategien erklärt das weltweite dreigliedrige Muster der Rassenunterschiede. Die r-Strategie bedeutet, sexuell sehr aktiv zu sein und viele Nachkommen zu zeugen. Die K-Strategie bedeutet, weniger Nachkommen zu haben, dafür jedoch mehr mütterliche und väterliche Fürsorge aufzuwenden. Menschen sind die stärksten K-Strategen aller Arten. Unter den Menschen folgen Ostasiaten am ehesten der K-Strategie, Schwarze am ehesten der r-Strategie, Weiße liegen dazwischen.

Die vorangegangenen Kapitel zeigten, daß es wesentliche Rassenunterschiede in Hirngröße, Hormonspiegel, Knochen- und Zahnentwicklung, Sexualverhalten, Aggression und Verbrechensrate gibt. Ein Blick in die Geschichte verdeutlicht, daß die Unterschiede, die wir heute beobachten, bereits in der Vergangenheit entdeckt werden können.

Warum unterscheiden sich Rassen voneinander? Natürlich sind Armut, Ernährung und kulturelle Faktoren wichtig. Doch das gilt auch für die Gene.

Theorie der r-K-Strategien

Der Biologe E. O. Wilson von der Harvard-Universität war der erste, der den Ausdruck „Theorie der r-K-Überlebensstrategien“[11] benutzte und damit Populationsveränderungen bei Pflanzen und Tieren erklärte. Ich habe den Ausdruck auf die menschlichen Rassen angewandt.

Eine „Überlebensstrategie“[12] ist eine genetisch organisierte Gruppe von Merkmalen, die sich entwickelt haben, um mit den Herausforderungen des Lebens fertig zu werden – dem Überleben, der Entwicklung, der Reproduktion. Für unsere Zwecke wird „r“ nach Wilsons Vorbild für die natürliche Quote bei der Reproduktion (die Anzahl der Nachkommen) gebraucht. „K“ steht für das Ausmaß der

Fürsorge, die Eltern geben, um das Überleben ihrer Nachkommen zu sichern. Pflanzen und Tiere haben unterschiedliche Überlebensstrategien. Einige sind eher „r", andere eher" K".

Die *r*- und K-Strategen unterscheiden sich in der Anzahl der Eier, die sie produzieren. Die r-Strategen sind wie Maschinengewehrschützen – sie feuern so viele Schüsse ab, daß wenigstens einer sein Ziel erreichen wird. Die r-Strategen produzieren viele Eier und viel Sperma, sie paaren sich häufig und zeugen viele Nachkommen. Die K-Strategen sind dagegen wie Scharfschützen. Sie wenden Zeit und Einsatz für ein paar sorgfältig gesetzte Schüsse auf. K-Strategen lassen ihrem Nachwuchs eine Menge Fürsorge zuteil werden. Sie arbeiten gemeinsam daran, Nahrung und Wohnung zu bekommen, helfen Gleichgesinnten und besitzen komplexe soziale Systeme. Darum benötigen sie auch ein komplexeres Nervensystem und ein größeres Hirn. Sie produzieren aber weniger Eier und Sperma.

Dieses Grundgesetz der Evolution zieht eine Verbindung zwischen Reproduktionsstrategie und Intelligenz bzw. Hirnentwicklung. Je weniger komplex das Hirn eines Tieres ist, desto größer ist seine reproduktive Leistung. Je größer das Hirn eines Tieres, desto länger dauert es, bis es seine sexuelle Reife erlangt hat, und desto weniger Nachfahren zeugt es. Muscheln zum Beispiel haben ein so einfaches Nervensystem, daß es ihnen an einem richtigen Hirn mangelt. Um das auszugleichen, produzieren sie 500 Millionen Eier im Jahr. Schimpansen hingegen besitzen große Hirne, gebären aber nur einmal in vier Jahren.

Bei unterschiedlichen Tier- und Pflanzenarten finden wir ein durchgängiges Muster zwischen den beiden Variablen Intelligenz und Reproduktionsrate. Die Anzahl der Nachkommen, der zeitliche Abstand zwischen den Geburten, das Ausmaß an Fürsorge, das Eltern geben, die Kindersterblichkeit, die Geschwindigkeit der Reife, die Lebensspanne, ja sogar die gesellschaftliche Organisation, der Altruismus und die Hirngröße passen zusammen wie ein Puzzle. Das komplette Puzzle stellt ein Bild dar, das Biologen als *r-K*-Überlebensstrategie bezeichnen.

Die r-Strategie umfaßt höhere Reproduktionsraten, während die K-Strategie in erster Linie größere elterliche Fürsorge und den Gebrauch geistiger Fähigkeiten erfordert. Da größere Hirne länger brauchen, um sich zu entwickeln, gehen alle Stufen ihrer Entwicklung langsamer vonstatten.

Die Schwangerschaft dauert bei einigen kleinhirnigen Primaten (wie Lemuren und Affen) 18 Wochen. Bei großhirnigen Primaten (wie Schimpansen und Gorillas) dauert sie 33 Wochen. Einige Affenarten werden bereits im Alter von neun Wochen schwanger. Gorillas, die über größere Hirne und mehr Intelligenz verfügen als jene Affen, werden erst mit zehn Jahren schwanger.

Affen werden mit einem Hirn geboren, das bereits annähernd die volle Größe eines erwachsenen Affenhirns ihrer Art besitzt. Menschenaffen wie Schimpansen und Gorillas haben bei der Geburt nur ca. 60 % der erwachsenen Hirnmasse, Menschenbabys nur 30 %. In den ersten Monaten ihres Lebens schneiden Affen beim senso-motorischen Verhalten besser ab als Menschenaffen; deren Babys sind wiederum Menschenbabys überlegen. Die r-K-Beziehung gilt für verschiedene Arten und auch für den Menschen.

Verschiedene Arten sind natürlich nur relativ *r* oder *K.* Kaninchen sind im Vergleich mit Fischen *K*-Strategen; im Vergleich mit Primaten (Affen, Menschenaffen, Menschen) jedoch r-Strategen. Menschen dürften die stärksten K-Strategen überhaupt sein; und manche Menschen sind bessere

K-Strategen als andere.

Jede Art und jede Rasse besitzt eine spezielle Überlebensstrategie, die wir in den Begriffen *r-K* wiedergeben können. Die Position jeder Art oder Rasse auf der *r-K-Skala* weist auf die Strategie, die ihren Vorfahren die beste Überlebenschance innerhalb ihres Lebensraums garantierte.

Die Lebensspannen und die Dauer der Schwangerschaften (von Empfängnis bis Geburt) für Primaten weisen zunehmendes *K* auf- von Lemuren über Makaken, Gibbons, Schimpansen und frühen Menschen bis zu heutigen Menschen. Jeder Zugewinn an *K* bedeutet, daß eine Rasse mehr Zeit und Energie für die Pflege und Sicherung des Überlebens ihrer Nachkommenschaft aufwendet. Gleichzeitig bedeutet er auch weniger Nachkommen. Bezeichnend ist, daß nur Menschen eine post-reproduktive Phase haben: die Menopause.

Die Unterschiede bei den r-K-Strategien, die selbst unter Primaten bestehen, sind wichtig. Ein weiblicher Lemur ist in den Augen eines Primaten eine r-Strategin. Sie produziert ihre ersten Nachkommen mit neun Monaten und hat eine Lebenserwartung von nur 15 Jahren. Ein weiblicher Gorilla ist eine K-Strategin. Sie wird mit etwa zehn Jahren zum ersten Mal schwanger und kann 40 Jahre leben.

Rassenunterschiede und r-K-Strategien

Wie verhalten sich auf der *r-K-Skala* die drei Rassen zueinander? Betrachten wir noch einmal das Rassenmuster in Schaubild 1. Ostasiaten sind am meisten *K,* Schwarze am meisten *r,* Weiße liegen dazwischen. Mehr *r* zu sein bedeutet:

- kürzere Schwangerschaften

- frühere körperliche Reife (Muskelkontrolle, Knochen- und Zahnentwicklung)

- kleinere Gehirne

- früher einsetzende Pubertät (geringeres Alter bei der ersten Menstruation, beim ersten Geschlechtsverkehr, bei der ersten Schwangerschaft)

- stärker entwickelte sekundäre Geschlechtsmerkmale (Stimme, Muskeln, Pobacken, Brüste)

- stärker biologisch als sozial geprägte Kontrolle des Verhaltens (Länge des Menstruationszyklus, Häufigkeit sexueller Erregung, Voraussagbarkeit der Lebensgeschichte bis zur Pubertät) höherer Spiegel an Sexualhormonen (Testosteron, Gonadropin,[13] Follikel stimulierende Hormone)

- stärkerer Hang zur Individualität (geringere Gesetzestreue)

- freizügigere Einstellung zur Sexualität

- häufigerer Geschlechtsverkehr (vorehelich, ehelich, außerehelich)

- schwächere Partnerbindung

- mehr Geschwister

- höhere Raten an Vernachlässigung und Aussetzung von Kindern
- häufigere Erkrankungen
- kürzere Lebenserwartung

Testosteron: Der Hauptschalter?

Testosteron könnte das entscheidende Element sein, das die Position der Rassen auf der *r-K-Skala* festlegt. Wir wissen, daß dieses männliche Sexualhormon Selbstverständnis, Temperament, Sexualität, Aggression und Altruismus beeinflußt. Es kontrolliert die Entwicklung der Muskeln und den Stimmbruch. Es kann auch problematisches Verhalten und Gewalt auslösen. Eine Studie unter 4000 Militärveteranen ergab, daß hohe Testosteronspiegel schwerere Kriminalität, stärkeren Alkohol- und Drogenmißbrauch, militärisches Fehlverhalten und häufiger wechselnden Geschlechtsverkehr vorhersagbar machten.

Wir können nun erkennen, wie unterschiedliche Testosteronspiegel der drei Rassen die verschiedenen *r-K*-Strategien erklären. Mit höherem Testosteronspiegel neigen Schwarze eher dazu, Zeit und Energie in die Zeugung ihres Nachwuchses zu investieren. Ostasiaten und Weiße mit niedrigerem Testosteronspiegel nutzen Zeit und Energie hingegen, um ihrem wenigen Nachwuchs Fürsorge zukommen zu lassen und langfristige Pläne zu machen. Warum und wie aber geschah das? Um eine Antwort darauf zu finden, müssen wir uns den menschlichen Ursprüngen und der *Out of Africa-Theorie* der rassischen Evolution zuwenden.

Schlußfolgerung

Die Theorie der r-K-Überlebensstrategie, ein Grundprinzip moderner Evolutionsbiologie, erklärt das dreigliedrige Muster der Unterschiede in Gehirngröße, IQ und Verhalten, so wie wir es dargestellt haben. Jede Tier- oder Pflanzenart kann auf der r-K-Skala dargestellt werden. Das r-Ende der Skala bedeutet: mehr Nachkommen, frühere Reife, kleinere Gehirne und weniger elterliche Fürsorge. Das *K-Ende* der Skala heißt: weniger Nachkommen, spätere Reife, größere Gehirne und mehr elterliche Fürsorge. Menschen sind am stärksten von allen Arten *K.* Unter den Menschen sind es zuerst die Ostasiaten, während Schwarze am stärksten *r* sind und Weiße dazwischen liegen.

Leseempfehlung:

Johanson, D. C. & Edey, M. A. (1981). *Lucy: The Beginnings of Humankind.* New York: Simon & Schuster.

Lovejoy, C. O. (1981). The origin of man. *Science, 211,* 341-350.

VII. Out of Africa

Eine relativ neue Theorie bezüglich des menschlichen Ursprungs, Out of Africa-Theorie *genannt, liefert ein letztes Puzzlestück: Sie erklärt, warum die r-K-Theorie die Rassenunterschiede in Körper, Hirn*

und Verhalten beschreiben kann. Als die Rassen Afrika verließen, entwickelten sie sich weg von r-typischem Verhalten, zu k-typischem Verhalten hin. Afrika zu verlassen bedeutete, Gehirnmasse und IQ zu vergrößern, Reproduktion, Aggression und sexuelle Aktivität hingegen zu verringern.

Auf der Grundlage seiner Evolutionstheorie hielt Charles Darwin Afrika für die „Wiege der Menschheit". Er besaß keine Fossilien aus Afrika, um seine Theorie zu stützen; doch er schloß, daß die Menschen aus Afrika stammten, als er Schimpansen und Gorillas beobachtete. Wenn die afrikanischen Menschenaffen unsere nächsten lebenden Verwandten seien, würde es Sinn machen, daß die ersten Menschen auf dem Kontinent auftauchten, auf dem alle drei Arten lebten.

Genetische Beweise, fossile Funde und die Archäologie haben seither Darwins These gestützt. Die Entwicklungslinie des Menschen begann mit der fossilen afrikanischen Art *Australopithecus.* Die späteren menschlichen Vorfahren *Homo erectus* und *Homo sapiens* tauchten ebenfalls zuerst in Afrika auf.

Homo sapiens waren vollständig menschlich. Sie lebten vor weniger als 200.000 Jahren in Afrika. Auf dem Weg in den Mittleren Osten verstreuten sie sich vor etwa 100.000 Jahren über den ganzen Erdball. Sie verdrängten die Gruppen der Neandertaler oder des *Homo erectus,* auf die sie trafen, durch Kampf oder den Wettbewerb um Nahrung.

Als die modernen Menschen Afrika verließen, begannen sie, die rassischen Merkmale zu entwickeln, die wir heute sehen, indem sie sich den neuen Lebensräumen und veränderten Klimas anpaßten. Die erste Spaltung der menschlichen Entwicklungslinie geschah vor 100.000 Jahren zwischen Gruppen, die in Afrika blieben (den Vorfahren heutiger Schwarzer) und denen, die Afrika verließen. Vor etwa 40.000 Jahren teilte sich die Gruppe, die Afrika verlassen hatte, erneut; sie wurde zu den Vorfahren der heutigen Weißen und Ostasiaten.

Diese Geschichte des Auswanderns aus Afrika nach Europa und später nach Ostasien erklärt, warum Weiße bei den Variablen der Überlebensstrategien zwischen Ostasiaten und Schwarze fallen. Die Teilung von Afrikanern und Nicht-Afrikanern geschah zuerst und viel früher als die zwischen Ostasiaten und Weißen.

Die *Out of Africa-Theorie* erklärt, warum *r-K-Über*lebensmerkmale und Rassenunterschiede voneinander abhängen. Es ist schwierig, in Afrika zu überleben. Afrika wird von unberechenbaren Dürren und sich schnell verbreitenden tödlichen Krankheiten heimgesucht. Mehr Afrikaner als Asiaten oder Europäer sterben jung, oft aufgrund von tropischen Krankheiten. Unter diesen Bedingungen ist elterliche Fürsorge ein ungewisser Weg, das Überleben eines Kindes zu sichern. Als bessere Strategie erweist sich, einfach mehr Kinder zu bekommen. Dadurch neigt sich ihre Überlebensstrategie mehr dem r-Ende der *r-K-Skala* zu. Eine verstärkte r-Strategie bedeutet jedoch nicht nur mehr Nachkommen und weniger elterliche Fürsorge. Sie führt auch dazu, daß weniger Kultur von den Eltern an die Kinder weitergegeben wird, was wiederum die intellektuellen Anforderungen, die das Funktionieren in einer Kultur mit sich bringt, senkt. Dieser Prozeß pflanzt sich von Generation zu Generation fort.

Dagegen sahen sich die Menschen, die nach Eurasien wanderten, gänzlich neuen Problemen gegenüber – dem Sammeln und Lagern von Nahrungsmitteln, der Suche nach einem Unterschlupf,

dem Anfertigen von Kleidung und der Aufzucht von Kindern während langer Winter. Diese Aufgaben waren geistig anspruchsvoller. Sie erforderten größere Gehirne und langsameres Wachstum. Sie führten zu geringeren Spiegeln an Sexualhormonen, was zu verminderter sexueller Potenz und Aggression sowie mehr familiärer Stabilität und Langlebigkeit führte. Die Tropen in Richtung nördlicher Kontinente zu verlassen hieß, die r-Strategie einer K-Strategie zu opfern – und allem, was damit zusammenhing.

Der Beweis

Wie können wir wissen, daß die *Out of Africa-Theorie* stimmt? Wir müssen uns die Beweise der Genetik, Paläontologie und Archäologie anschauen.

The History and Geography of Human Genes (1994) von Luigi Cavalli-Sforza und seinen Kollegen vergleicht Tausende genetischer DNA verschiedener Rassen. Genetiker erfassen die Anzahl der Genmutationen in jeder Gruppe, um festzustellen, welche Gruppen am meisten miteinander verwandt sind und wann sich Gruppen voneinander getrennt haben. Diese DNA-Studien stützen die *Out of Africa-Theorie,* daß die Trennung zwischen Afrikanern und allen anderen Gruppen die erste war, die stattfand.

Fossilien prähistorischer Menschen geben Aufschluß darüber, daß frühe Schritte der Evolution in Afrika stattfanden. Der Homo sapiens lebte dort vor 200.000 bis 100.000 Jahren und erreichte den Mittleren Osten etwa vor 100.000 Jahren. Frühe Hominidae[14] wie die Neandertaler waren von modernen Menschen sehr verschieden. Sie hatten vorspringende Gesichter und größere Vorderzähne als irgendein lebender Europäer, Afrikaner oder Ostasiate. Neandertaler hatten dichtere Knochen, dickere Skelette und ausgeprägtere Brauenwülste als irgendein moderner Mensch. Im Vergleich sind sich heute lebende Menschen ähnlich, unabhängig von ihrer Rasse.

Die Archäologie kommt zum gleichen Schluß. Die Kultur des *Homo erectus* der wilden frühen Steinzeit existierte eine Million Jahre bevor der *Homo sapiens* auftauchte. In der frühen Steinzeit gab es Äxte, Hackmesser und Hackbeile, die sich alle in der Form sehr ähnelten. In der mittleren Steinzeit hatten die Neandertaler entwickeltere Steinwerkzeuge zur Verfügung und benutzten Knochen.

Als moderne Menschen zum ersten Mal vor 100.000 Jahren in Erscheinung traten, änderten sich die Dinge gewaltig. Die späte Steinzeit war hoch spezialisiert. Sie kannte dünnere Klingen, die aus Steinkernen zu Messern gehauen waren; außerdem Widerhaken am Speer, Schaber und Schneidegerät. Aus Knochen und Geweihen wurden Werkzeuge geformt, es fanden sich sogar Nadeln zum Nähen von Pelzkleidung. Einige Teile waren zusammengebunden oder geklebt. Speerköpfe wurden in einen Stiel gesteckt und die Blätter der Äxte an einem Griff befestigt. Seile wurden zu Netzen verknüpft, um Füchse, Kaninchen und andere kleine Tiere damit einzufangen. Entwickeltere Waffen wie stachelige Harpunen, Wurfpfeile und Pfeil und Bogen verliehen die Fähigkeit, Tiere aus sicherer Distanz zu erlegen.

Das Überleben in Nordostasien erforderte vor etwa 40.000 Jahren warme Kleidung. Archäologen fanden Nadeln, Höhlenmalereien von Mänteln und Grabornamente, die die Umrisse von Hemden und Hosen wiedergaben. Wir wissen, daß damals wärmende Pelze getragen wurden; Fuchs- und Wolfskelette, an denen die Tatzen fehlen, verweisen darauf, daß diese Tiere gehäutet wurden, damit

man aus ihren Fellen Kleidung machen konnte. Behausungen wurden in die Erde gegraben, um Wärmedämmung zu garantieren. Ihre Wände bestanden aus Knochen des Mammuts. Mit Feuerstellen und Steinlampen wurde die lange arktische Winternacht erhellt.

Geographie und Rasse

Afrika ist wärmer als die nördlichen Kontinente, aber es stellt einen weniger stabilen Lebensraum dar. Dürren, Stürme und von Viren, Bakterien und Parasiten ausgelöste Krankheiten führen auch heute noch zu einer hohen Sterblichkeit. Ohne medizinische Versorgung erfordert die Sicherung des Überlebens in Afrika, viele Kinder zu bekommen (r-Strategie). In den stabileren Lebensräumen Europa und Asien wird Überleben dadurch gesichert, daß man weniger Nachkommen zeugt, sich aber mehr um sie kümmert (K-Strategie).

Die Umwelt in Eurasien erzeugt körperliche Unterschiede zwischen den Rassen. Die nordeuropäische Bewölkung hatte weniger Sonnenschein zur Folge. Dies verminderte die körpereigene Produktion von Vitamin D, weshalb hellere Haut und Haar benötigt wurden, um mehr Sonnenlicht in den Körper dringen zu lassen. Als Folge davon waren Europäer, die mit heller Haut und hellerem Haar geboren wurden, gesünder. Ihre Chancen, Kinder zu bekommen, die überleben und sich reproduzieren würden, waren größer.

Ostasien war noch kälter als Nordeuropa, doch die Wolkendecken waren nicht so dicht und das Sonnenlicht stärker. Eine dickere Fettschicht half dort, sich gegen die Kälte zu wappnen. Sie verleiht vielen Asiaten einen „gelben“ Teint, weil es die Sichtbarkeit der roten Blutgefäße, die dicht unter der Haut liegen, vermindert. In Afrika führt das Melanin zu einer Schwärzung der Haut, um sie vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen.

Klimaunterschiede haben auch die geistigen Fähigkeiten beeinflußt. In Afrika waren Nahrung und Wärme das ganze Jahr über vorhanden. Um die kalten Winter zu überleben, mußten die nach Norden wandernden Populationen da schon erfinderischer werden. Sie suchten nach neuen Nahrungsmitteln und Methoden, diese zu lagern. Sie mußten sich Kleidung und Behausungen zulegen, um sich gegen die Kraft der Elemente zu schützen. Beide Elternteile mußten ihren Kindern mehr Fürsorge zukommen lassen, um ihnen beim Überleben im rauhen Klima zu helfen.

Weiße und Ostasiaten in Eurasien mußten in kälteren Klimazonen Nahrung und Wärme finden. In den Tropen trugen Pflanzen ganzjährig Früchte. In Europa und Asien nur saisonweise; im Winter und Frühling fand man oft keine Früchte.

Um die langen Winter zu überleben, fertigten die Vorfahren heutiger Weißer und Ostasiaten komplexe Werkzeuge und Waffen an, um Fische fangen und andere Tiere jagen zu können. Sie stellten Speerspitzen her, die Großwild aus einer größeren Distanz töten konnten, und Messer, um es zu häuten und zu zerteilen. Feuer, Kleidung und Behausungen wurden gemacht, damit man es warm hatte. Nadeln aus Knochensplittern wurden verwendet, um Tierhäute zusammenzunähen, und Hütten wurden aus großen Tierknochen und -häuten gebastelt.

Das Anfertigen von speziellen Werkzeugen, Feuer, Kleidung und Behausungen erforderte höhere Intelligenz. Afrika zu verlassen bedeutete, sich einer *K*-Überlebensstrategie zu verschreiben. Das hieß: höherer IQ, größere Hirne, langsameres Wachstum, geringere Hormonspiegel. Es hieß auch:

geringere sexuelle Aktivität, weniger Aggression und selteneres impulsives Verhalten. Höhere Familienstabilität, besseres Vorausplanen, stärkere Selbstkontrolle, höhere Regeltreue und Langlebigkeit wurden benötigt.

Schlußfolgerung

Fossilienfunde, die Archäologie und DNA-Studien an lebenden Rassen stützen Charles Darwins Vermutung, daß wir aus Afrika stammen. Die Menschen dehnten sich dann in den Mittleren Osten, nach Europa, Asien, Australien und nach Amerika aus. Als sie Afrika verließen, veränderten sich ihre Körper, ihre Gehirne und ihr Verhalten. Um mit kälteren Wintern und knapperer Nahrungsversorgung in Europa und Nordostasien klarzukommen, wandten sich Ostasiaten und Europäer allmählich von der r-Strategie ab und der K-Strategie zu. Dies bedeutete mehr elterliche Fürsorge und soziale Organisation, die ein größeres Hirn und einen höheren IQ voraussetzten.

Leseempfehlung:

Cavalli-Sorza, L. L., Menozzi, P., & Piazza, A. (1994). *The History and Geography of Human Genes.* Princeton, NJ: Princeton University Press.

Stringer, C. & McKie, R. (1996). *African Exodus.* London: Cape.

VIII. Fragen und Antworten

Dieses letzte Kapitel behandelt die wichtigsten Fragen, die ich zu meiner r-K-Theorie gestellt bekam. Es vertieft zuweilen auch die vorigen Kapitel und enthält meine abschließenden Gedanken zu Race, Evolution, and Behavior *und zur Geschichte, die hinter dieser gekürzten Version steckt.*

Sie als Leser mögen sich fragen: „Warum unterscheiden sich die Informationen über Rasse in diesem Buch so sehr von dem, was ich in Magazinen und akademischen Texten lese oder im TV sehe?" Die Antwort lautet: Vor etwa 70 Jahren schlugen die Sozialwissenschaften einen falschen Weg ein. Sie ließen den Darwinismus hinter sich und weigerten sich, die biologische Grundlage menschlichen Verhaltens zu betrachten: Evolution und Vererbungslehre. Sie teilten sich in verschiedene akademische Bereiche auf und sahen bald den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr.

In diesem Buch versuche ich die Sozial- und Biowissenschaften beim Thema „Rasse" wieder zusammenzuführen. Die Beweise, die ich anführe, entstammen den besten wissenschaftlichen Magazinen und keinesfalls obskuren Quellen. Ich begann mit meinen Studien und der Publikation wissenschaftlicher Artikel über Rasse in den frühen 80er Jahren. Seitdem wurden mir viele Fragen zu meiner Arbeit gestellt. Wahrscheinlich sind Ihnen, liebe Leser, auch schon einige davon in den Sinn gekommen.

Dieses letzte Kapitel faßt die häufigsten Fragen (F) und meine Antworten (A) darauf zusammen. Ich habe die Fragen thematisch geordnet und eine Verbindung zu den Kapiteln in diesem Buch hergestellt.

Ist „Rasse" ein nützliches Konzept? [Kapitel 1]

F: Sie schreiben, als ob Rasse ein gültiges biologisches Konzept darstelle. Wiederholen Sie da nicht nur Stereotypen aus dem Europa des 18. und 19. Jahrhunderts?

A: Es gibt tatsächlich eine zweihundertjährige Geschichte „europäischer" Forschung zu diesem Thema. Doch ähnliche Beschreibungen wurden schon von arabischen und türkischen Autoren etwa tausend Jahre früher gegeben. Einige können gar bis zu den alten Griechen zurückverfolgt werden. Heute stimmen moderne DNA-Analysen mit den ursprünglichen Klassifizierungen überein, die frühe europäische Wissenschaftler aufgrund ihrer Beobachtungen vornahmen.

F: Aber ist Rasse nicht bloß eine Frage der Hautfarbe? Glauben heute nicht die meisten Wissenschaftler, daß Rasse eine gesellschaftliche Erfindung und nicht etwa eine biologische Realität darstellt?

A: Biologische Beweise zeigen, daß Rasse keine gesellschaftliche Erfindung ist. Leichenbeschauer in den Kriminallaboren können aufgrund eines Skelettes oder auch nur eines Totenschädels die Rasse eines Verstorbenen identifizieren. Dazu genügen auch Haar, Blut oder Samen. Die Existenz von Rasse zu verneinen ist also unwissenschaftlich und unrealistisch. Rasse geht tiefer als die Haut.

F: Ihre drei Hauptkategorien von Rasse überlappen und es ist doch gar nicht möglich, jede Person einer einzigen Rasse zuzuordnen. Ist Ihr dreigliedriges Muster nicht ein unbrauchbares Konstrukt?

A: Bis zu einem gewissen Grad vermischen sich die Rassen. Das gilt für jedes biologische Klassifizierungssystem. Die meisten Menschen können allerdings klar einer Rasse zugeordnet werden. Sowohl im täglichen Leben als auch in der Evolutionsbiologie gilt als „Schwarzer" jemand, dessen Vorfahren überwiegend aus Schwarzafrika stammen. Ein „Weißer" ist jemand, dessen Vorfahren meist in Europa geboren wurden, ein „Ostasiate" einer, dessen überwiegende Anzahl von Vorfahren aus Ostasien stammt. Moderne DNA-Studien kommen etwa zum gleichen Ergebnis.

F: Legt die *Out-of-Africa-Theorie* nicht nahe, daß wir „unter der Haut" alle Afrikaner sind?[15]

A: Ja und nein. Die Theorie lautet, daß der *Homo sapiens* zuerst vor etwa 200.000 Jahren in Afrika auftauchte. Dann migrierten einige Gruppen vor etwa

110.000 Jahren gen Norden nach Europa und Asien. Eine weitere Teilung geschah in „Ur-Weiße" und „Ur-Ostasiaten" vor etwa 40.000 Jahren. Es ist wahr, daß alle Menschen Brüder und Schwestern sind. Doch wir alle wissen auch, wie sehr sich Geschwister voneinander unterscheiden können.

F: Weiße sind nicht alle gleich, Schwarze auch nicht, genauso wenig Asiaten. Gibt es nicht innerhalb der Rassen mehr Unterschiede als zwischen den Rassen?

A: Es gibt große Variationsbreiten innerhalb der drei Rassen. Man wird alle möglichen Unterschiede in den Hauptrassen finden. Dennoch sind die Durchschnittswerte für jede Rasse von Bedeutung. Für jede Rasse läßt sich eine Glockenkurve nachweisen, an deren höchstem Punkt sich ebenso einige Menschen befinden wie an ihrem niedrigsten, während die meisten in der Mitte anzusiedeln sind.

Gruppen mit einem höheren Durchschnitt weisen mehr Menschen am oberen Ende auf und weniger

am unteren. Der IQ-Unterschied von sechs Punkten zwischen Ostasiaten und Weißen und der 15-Punkte-Unterschied zwischen Weißen und Schwarzen bedeutet, daß eine höhere Anzahl Ostasiaten und eine niedrigere Anzahl Schwarzer in den höchsten IQ-Kategorien landet. Diese Unterschiede haben in Schule und Beruf erkennbare Folgen.

Das gleiche gilt auch für Verbrechen. Die meisten Menschen jeder Rasse arbeiten hart und sind gesetzestreu. Es gibt auch keine „kriminelle Rasse". Doch die Unterschiede in der durchschnittlichen Verbrechensrate zeigen, daß eine größere Prozentzahl Schwarzer kriminell werden kann. Der durchschnittliche IQ von Kriminellen ist mit 85 identisch mit dem durchschnitt-

90lichen IQ Schwarzer, folglich kann man einen Zusammenhang zwischen IQ und Verbrechensneigung herleiten. Obwohl Schwarze nur 12 % der US-Bevölkerung stellen, begehen sie die Hälfte aller Verbrechen.

F: Warum legen Sie so viel Wert auf die Rassenunterschiede dreier Hauptgruppen? Mißachten Sie nicht Aufsplitterungen und Untergruppen innerhalb dieser Rassen?

A: Natürlich gibt es diese Untergruppen. Die Ostasiaten können zum Beispiel in Nordostasiaten (wie Chinesen, Japaner, Koreaner) und Südostasiaten (wie Filipinos und Malaien) eingeteilt werden. Solche Differenzierungen sind auch für Weiße und Schwarze möglich. Doch mein vereinfachtes dreigliedriges Muster dient einem Zweck. In der Wissenschaft ist ein Konzept dann hilfreich, wenn es Fakten so zusammenfaßt, daß allgemein gültige Gesetzmäßigkeiten und Schlüsse daraus abgeleitet werden können. Das dreigliedrige Muster ist wissenschaftlich berechtigt, weil es ein dauerhaftes Muster in vielen verschiedenen Bereichen aufzeigt, bei dem Ostasiaten am einen Ende, Schwarze am anderen und Weiße dazwischen stehen.

Sind Rassenunterschiede real? [Kapitel II-V]

F: Haben Sie nicht bloß die Studien ausgewählt, die in Ihr dreigliedriges Muster paßten, und alle anderen ignoriert?

A: Wo sind dann all die Forschungsergebnisse, die ich ignoriert haben soll? Wann immer Durchschnittswerte aus verschiedenen Studien von mir abgeleitet wurden, tauchte das gleiche dreigliedrige Muster auf. Ich habe dabei keine wichtigen Studien unterschlagen.

F: Sind einige Untersuchungen, die Sie zugrunde legen, wie die zu Rasse und Gehirngröße, nicht schon sehr alt? Wurde diesen nicht schon rassistische Voreingenommenheit nachgewiesen statt aufrichtiger Wissenschaft?

A: Nein. Selbst die neuesten Studien, die modernste Technologie verwenden (wie das *MRI* zum Messen der Gehirngröße) liefern die gleichen Resultate wie ältere Untersuchungen. Die neueren sind zwar viel präziser, kommen aber fast exakt zu den gleichen Ergebnissen. Nur „politische Korrektheit" ließ die früheren Resultate aus dem wissenschaftlichen Blickfeld „verschwinden". Wenn es eine Voreingenommenheit gibt, dann hat sie diejenigen befallen, die sowohl die alten als auch die neuen Forschungsergebnisse falsch darstellen, um ihr Gesellschaftsbild weiterverbreiten zu können.

F: Stellen Sie nicht selbst erst die Rassenunterschiede her, indem Sie aus den Resultaten zahlreicher

Studien Durchschnittswerte bilden? Wäre es nicht besser, nur die allerbesten Studien heranzuziehen?

A: Aus allem Material Durchschnittswerte zu bilden ist besser, als nur einzelne Ergebnisse heranzuziehen. Wenn man Durchschnitte bildet, werden die Fehler reduziert und die wahren Unterschiede kristallisieren sich heraus. Hunderte von Studien, die in führenden Magazinen publiziert wurden, belegen das dreigliedrige Muster der Rassenunterschiede.

F: Wäre es nicht denkbar, ein Muster von Rassenunterschieden bei der Hirngröße, dem IQ oder irgendeinem anderen Bereich festzustellen, indem man nur die

Studien auswählt, die die Theorie untermauern, die Sie hier aufstellen?

A: Darum ist es auch besser, aus allen Daten Durchschnittswerte zu bilden. Solche Werte werden zum Beispiel auch für Sportereignisse, Meinungsumfragen und Wahlprognosen oder die Entwicklung des Dow Jones an der Börse gebildet. Warum also nicht auch für Rasse, Hirngröße, IQ und Verbrechensraten?

Besteht tatsächlich ein Zusammenhang zwischen Rasse und Verbrechensrate? [Kapitel II]

F: Ihr dreigliedriges Muster der Rassenunterschiede bei Verbrechensraten basiert auf offiziellen Statistiken von Festnahmen und Verurteilungen. Zeigen die Studien von persönlichen Befragungen aber nicht, daß es bei Verbrechen keine Rassenunterschiede gibt?

A: Solche Befragungen weisen eine geringere Rassendifferenz in Bezug auf offizielle Festnahmen und Verurteilungen auf. Sie sind jedoch nur für weniger gewaltsame Verbrechen von Bedeutung, weil oft Fragen gestellt werden wie: „Waren Sie jemals in einen Kampf verwickelt?", oder: „Würde es Sie stören, verschuldet zu sein?" Anders als offizielle Verbrechensstatistiken geben sie keinen Aufschluß über die Häufigkeit kriminellen Verhaltens und unterscheiden nicht zwischen kriminellen Karrieren und Ersttätern.

F: Spiegeln jene Statistiken der US-Polizeibehörden und des FBI nicht bloß die amerikanische Tradition des Rassismus wider?

A: *Interpol*-Jahrbücher belegen das gleiche dreigliedrige Muster von Rassenunterschieden bei Verbrechen. Afrikanische und karibische Staaten weisen im Schnitt doppelt so viele Gewalttaten pro Person auf wie europäische Staaten und dreimal so viele wie Länder der pazifischen Randgebiete, z. B. Japan und China.[16]

F: Sind schwarze Amerikaner nicht eher die Opfer von Verbrechen als ihre Verursacher?

A: Viele Schwarze sind in der Tat Opfer von Verbrechen. Und es existieren eine Menge weißer und asiatischer Krimineller. Dennoch ist der Anteil von Schwarzen unter Kriminellen überproportional hoch. Statistiken der US-Justizbehörde besagen, daß Schwarze laut Wahrscheinlichkeit sechzig Mal häufiger Weiße angreifen könnten als umgekehrt. Von den 20 % Gewaltverbrechen, die rassenübergreifend sind, gehen drei Viertel auf das Konto von schwarzen Angreifern (gegen weiße Opfer); doch nur in einem Zehntel der Fälle ist der Angreifer weiß und das Opfer schwarz.

Gibt es wirklich einen aussagekräftigen Zusammenhang zwischen Rasse und

Fortpflanzung? [Kapitel III]

F: Stammen die Beweise für Rasse und Penisgröße nicht aus Geschichten rassistischer Europäer des 19. Jahrhunderts im kolonialen Afrika?

A: Die frühesten Berichte stammen von arabischen Eroberern in Afrika, die Studie eines französischen Militärchirurgen wurde 1898 veröffentlicht. Aktuellere Informationen stammen von der Weltgesundheitsorganisation *(WHO).* Sie weisen das gleiche dreigliedrige Muster auf wie alle anderen Studien.

F: Ist das Material über Rasse und Sexualität nicht irgendwie pornografisch? Wird das Thema „Rasse" nicht schon kontrovers genug diskutiert, als daß man noch Sex und Aids ins Spiel bringen müßte?

A: Die *WHO-Studie,* die ich gerade erwähnte, untersuchte die Penisgrößen, um dann die richtigen Kondome zur Verhütung von HIV-Infektionen verteilen zu können. Man kann also die Verbreitung von Krankheiten vermeiden und sogar Leben retten, wenn man herausfindet, welche Gruppen am gefährdetsten sind.

Sind genetische Belege nicht fehlerhaft? [Kapitel V]

F: Wie können Sie von einer genetische Grundlage für Intelligenz, Kriminalität und Sexualität sprechen? Niemand hat je ein Gen gefunden, daß dafür verantwortlich wäre. Hirngröße und -struktur mögen genetisch bedingt sein, doch wir wissen immer noch nicht, welche Gene für den IQ verantwortlich sind und wie diese funktionieren.

A: Neuere Forschung liefert die Antwort. Jeden Tag lesen wir irgendwo, daß gerade ein neues Gen gefunden wurde, das verantwortlich für Alkoholismus, Intelligenz, Impulsivität, Aggression, Langlebigkeit oder irgendein menschliches Verhalten ist. Wenn das Humangenomprojekt[17] einmal all unsere Gene entschlüsselt hat, werden wir die genetische Grundlage unseres Verhaltens besser verstehen.

F: Ist das nicht genetischer Determinismus[18]?

A: Ich habe niemals behauptet, Rassenunterschiede seien zu 100 % genetisch bedingt. Wissenschaftler vertreten im Allgemeinen die Vererbungslehre oder einen Standpunkt der Gleichschaltung.[19] Ich gehöre zur ersten Gruppe und glaube, daß die beste Erklärung für Rassenunterschiede sowohl in den Genen als auch in den Umwelteinflüssen zu finden ist. Gleichmacher behaupten, daß die Rassen sich zu 100 % aus kulturellen Gründen unterscheiden; einige von ihnen versuchen sogar, jede Forschung über die Erblichkeit von Rasse zu unterbinden.

F: Sie benutzen Studien an Zwillingen, um zu beweisen, wie viel Einfluß von den Genen und wie viel von der Umwelt herrührt. Ist hier nicht die Wechselwirkung zwischen beiden entscheidend?

A: Natürlich ist jeder Bereich das Ergebnis der Wechselbeziehung zwischen Vererbung und Umwelt. Doch wäre diese Wechselwirkung so wichtig, warum sollten dann eineiige Zwillinge, die in verschiedenen Familien groß werden, sich so sehr ähneln? Das ist nur der Fall, weil die Vererbung in unserer Entwicklung eine so große Rolle spielt. Je älter wir werden, desto stärker wird der Einfluß unserer Gene im Verhältnis zu den Einflüssen der Lebenswelt während der Kindheit.

F: Selbst wenn die Erblichkeit für Individuen so wichtig ist – sagt das wirklich etwas über Rassenunterschiede aus?

A: Die Belege in Kapitel V zeigen, daß Gene eine Menge zu Rassenunterschieden beitragen. Beweise stammen auch aus rassenübergreifenden Adoptionsstudien. Ostasiaten, gemischt-rassische (schwarz-weiße) und schwarze Kinder, die von Weißen aus der Mittelklasse adoptiert werden, werden ihren biologischen Eltern immer ähnlicher, und nicht den weißen Familien, in denen sie groß werden. Gemischt-rassische (schwarz-weiße) Kinder werden einen IQ zwischen dem rein schwarzer und rein weißer Kinder haben. Ostasiatische Kinder, die in weißen Familien groß werden, entwickeln einen höheren IQ als weiße Kinder, selbst dann, wenn sie während ihrer Kindheit mangelernährt waren.

F: Glauben aber nicht die meisten Experten dennoch, daß Rassenunterschiede beim IQ durch das Umfeld bedingt sind und nicht durch die Gene?

A: Eine Studie von Mark Snyderman und Stanley Rothman, publiziert im *American Psychologist* (1987), erbrachte, daß die Mehrheit der Wissenschaftler (52 %) IQ-Unterschiede von Schwarzen zu Weißen als teilweise genetisch bedingt ansahen. Nur 17 % behaupteten, die Differenzen seien allein soziokulturell bedingt. Kürzlich hat ein Fachgremium der *American Psychological Association* sich darauf geeinigt, daß es ein dreigliedriges Muster von Rassenunterschieden beim IQ und der Hirngröße gibt. Wahrscheinlich hat sie dann aus Gründen der politischen Korrektheit ergänzt: „Keiner weiß, warum das so ist.“ (siehe auch die Ausgaben des *American Psychologist* aus den Jahren 1996 und 1997).

Ist die r-K-Theorie korrekt? [Kapitel VI]

F: Sie verwenden die r-K-Theorie, um Rassenunterschiede zu erklären. Sie behaupten, daß Schwarze weniger *K* als Weiße seien und diese wiederum weniger *K* als Ostasiaten. Haben Sie die *r-K-Theorie* nicht verdreht, um sie Ihren eigenen Vorstellungen von Rassenunterschieden anzupassen?

A: Überhaupt nicht. Der Schlüssel zum Verständnis der K-Tendenz ist die Berechenbarkeit der Umwelt. Tropische Gebiete wie Afrika sind wegen ihrer Parasiten und Dürren weniger berechenbar. Darum neigen Afrikaner zur r-Strategie.

F: Gilt die r-K-Theorie nicht ausschließlich für Unterschiede innerhalb verschiedener Arten statt für Differenzen von Rassen der gleichen Art?

A: Sie gilt für beides. Menschen sind sehr *K,* wenn man sie mit anderen Arten vergleicht. Dennoch sind einige Menschen mehr *K* als andere Menschen. Stark K-strategische Männer investieren zum Beispiel Zeit und Energie in ihre Kinder, anstatt sexuellen Vergnügen nachzujagen; sie sind eher „Papas“ als „Playboys“.

Die r-K-Theorie wurde zunächst benutzt, um Unterschiede zwischen den Arten zu erklären. Ich habe sie auf Rassenunterschiede zwischen den Menschen angewandt.

Sind Erklärungen, die sich auf Umwelteinflüsse stützen, nicht hinreichend? [Kapitel V]

F: Könnten die unterschiedlichen Überlebensstrategien nicht die beste Antwort auf soziokulturelle Konditionierung darstellen? Da Schwarze in ärmlichen Verhältnissen leben, macht die r-Strategie doch

für sie Sinn. Wie kann man schon investieren, wenn man nichts zu investieren hat?

A: Es könnte so sein, doch die Fakten sagen uns etwas anderes. Wohlerzogene schwarze Studentinnen haben zu einem früheren Zeitpunkt mehr Geschlechtsverkehr und erleiden eine höhere Kindersterblichkeit als weiße Frauen, die nicht auf der Hochschule waren. Das paßt zur r-K-Theorie der Rassenunterschiede, jedoch nicht zu einer r-K-Umwelttheorie. Ostasiaten, die in ärmlicheren Verhältnissen leben als Weiße, haben weniger Geschlechtsverkehr, beginnen damit später und erfahren eine geringere Kindersterblichkeit. Auch das stimmt mit der r-K-Theorie der Rassenunterschiede überein, nicht aber mit einer auf Umwelteinflüssen fußenden r-K-Theorie.

Ist die Wissenschaft von den Rassen unmoralisch? [KapitelI]

F: Warum habe ich von diesen Rassenunterschieden nie etwas in der Zeitung gelesen oder im TV gesehen?

A: In den 50er-Jahren haben die Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt und die Bürgerrechtsbewegung in den USA viele Menschen – auch Journalisten und Politiker – davon überzeugt, daß es falsch sei, Rassenunterschiede zu betonen. Das Ziel gleicher Rechte für alle schien nicht nur politische, sondern auch biologische Gleichheit zu erfordern. Viele Menschen wollten glauben, daß Rassenunterschiede überhaupt nicht genetisch bedingt seien. Einige waren gar bereit, die Sozialwissenschaften so zu verdrehen, daß sie nichts mehr mit den Biowissenschaften zu tun hatten. Dieses Buch versucht, alle Verhaltenswissenschaften wieder unter einen Hut zu bringen.

F: Kann denn Ihre Rassentheorie zu irgend etwas Gutem führen, selbst wenn sie wahr ist? Waren Rassentheorien nicht stets die Ursache von Rassismus, Genozid und dem Holocaust?

A: Die Nazis und andere nahmen ihre rassische Überlegenheit an und rechtfertigten damit Krieg und Genozid. Doch ist fast jede Idee – ob von Nationalismus, Religion, Egalitarismus oder sogar von Selbstverteidigung – schon als Ausrede für einen Krieg, für Unterdrückung und für Genozid benutzt worden. Die Wissenschaft jedoch bemüht sich um Objektivität. Sie gibt uns nicht unsere Ziele vor, kann aber sagen, wie einfach oder schwierig es werden wird, sie zu verwirklichen. Mehr über Rassenunterschiede zu wissen könnte uns helfen, jedem Kind die bestmögliche Erziehung zukommen zu lassen und einige unserer chronischen sozialen Probleme besser zu verstehen.

F: Wäre es nicht besser, die Rasse einfach zu ignorieren und jeden Menschen als ein Individuum anzusehen?

A: Andere so zu behandeln, wie wir selbst behandelt werden wollen, ist eines unserer höchsten ethischen Prinzipien. Das gilt auch für das Aussprechen der Wahrheit. Es ist eine Tatsache, daß jeder von uns von seinen Genen und seiner Umwelt beeinflusst wird. Menschen als Individuen zu behandeln bedeutet jedoch nicht, daß wir Rassenunterschiede ignorieren oder diesbezüglich lügen sollten. Wissenschaftler haben eine besondere Pflicht, die Fakten zu untersuchen und die Wahrheit zu berichten.

F: Warum hat nun das *Charles Darwin Research Institute* diese gekürzte Version Ihrer wissenschaftlichen Arbeit veröffentlicht? Was ist aus dem ursprünglichen Verlag geworden?

A: Jener Verlag[20] druckte 100.000 Exemplare mit eigenem Copyright. 35.000 davon verschickte er an Gelehrte in aller Welt – Mitglieder der *American Anthropological Association,* der *American Psychological Association,* der *American Sociological Association* und der *American Society for Criminology.* Dann haben die „Progressiven Soziologen", eine selbsternannte radikale Gruppe innerhalb der *American Sociological Association,* zusammen mit einigen anderen „anti-rassistischen" Gruppen dem Verleger gedroht, er würde seinen Stand bei deren Jahresversammlungen verlieren, ebenso Anzeigenplatz in deren Magazinen und den Zugang zu Mailinglisten, wenn er damit fortfahre, die gekürzte Version auszusenden. Der Verlag gab diesem Druck nach, beendete den Druck der gekürzten Version und entschuldigte sich sogar dafür. Er behauptete, sein Copyright-Vermerk hätte niemals auf dem Buch erscheinen dürfen und daß „alles ein Fehler" war.

Diese Ereignisse bestätigen leider, was ich schon in der ersten Version der gekürzten Ausgabe schrieb – daß einige lautstarke Gruppen in der Wissenschaft und in den Medien eine offene Diskussion über Rassen nicht zulassen wollen. Sie fürchten sich vor jeder Auseinandersetzung über die Forschungsergebnisse zu diesem Thema, obwohl sie in führenden wissenschaftlichen Magazinen publiziert wurden. Auf lange Sicht wird die Wahrheit jedoch den Sieg erringen.

Abschließende Gedanken

Die Informationen in diesem Buch zeigen, daß Rassen sich in wichtigen Aspekten unterscheiden. Sie unterscheiden sich im Durchschnitt in Hirngröße, Intelligenz, Sexualverhalten, Fruchtbarkeit, Persönlichkeit, Reifeprozessen, Lebenserwartung, Verbrechensrate und Familienstabilität. Ostasiaten stehen am einen Ende des dreigliedrigen Musters der Rassenunterschiede, Schwarze am anderen Ende, Weiße dazwischen. Nur eine Theorie, die sowohl Gene als auch die Umwelt im Sinne der Darwinschen Evolutionstheorie berücksichtigt, kann erklären, warum Rassenunterschiede so verbreitet auf der ganzen Welt sind und konstant durch die ganze Geschichte beobachtet werden können.

Sowohl die Wissenschaft als auch die Gerechtigkeit rufen uns dazu auf, die Wahrheit zu sagen und nicht etwa Lügen und Irrtümer zu verbreiten. Obwohl die Ergebnisse meiner Arbeit zuerst in den Magazinen akademischer Fachkreise erschienen, ignorieren viele Medien, die Regierung und unglücklicherweise auch Hochschulen angestrengt alle hier angeführten Beweise. Vielleicht kann diese gekürzte Version das ausgleichen und neue Erkenntnisse über Rasse, Evolution und Verhalten allen zugänglich machen.

Wollen wir menschliches Verhalten verstehen, müssen die Sozialwissenschaften sich wieder mit den Biowissenschaften zusammentun. Das vorliegende Buch ist ein Schritt in diese Richtung. Wenn wir sowohl die Gene wie auch Umwelteinflüsse beachten, können wir menschliche Probleme vielleicht verstehen lernen. Mit diesem Wissen kann die Gesellschaft dann versuchen, diese Probleme zu lösen. Der erste Schritt muß sein, so ehrlich wie möglich über Rasse, Evolution und Verhalten zu reflektieren.

---

[1] Die Texte stammen auszugsweise aus drei Quellen: dem Vorwort zur gekürzten Ausgabe, dem Vorwort zur 3. Auflage der ungekürzten Ausgabe und dem Aufsatz „Is Race A Valid Economic Construct?" vom 14. Dezember 2001 und wurden von mir als Übersetzer ausgewählt, um den ausgewogenen Ansatz Rushtons schon zu Beginn zu verdeutlichen, der in der gekürzten Fassung leicht untergeht. Mein Dank gilt auch hier den Vorarbeiten von A. Zacharasiewicz.

[2] Rushton, J. P., & Skuy, M. (in press). Performance on Raven's Matrices by African and White university students in South Africa. *Intelligence.*

[3] Dieses Institut hat auch die Originalausgabe (gekürzt und ungekürzt) in Englisch finanziert.

[4] J. Philippe Rushton: *Race, Evolution, and Behavior: A Life History Perspective.* Third Edition. (Port Huron 2000)

[5] Es sei noch einmal auf die ungekürzte Fassung verwiesen, in der die Unterteilungen sehr genau sind und sich auch innerhalb der drei verhandelten Rassen große Unterschiede feststellen lassen. So kann eine bestimmte (süd-)afrikanische Populationsgruppe, die Xhosa, einen etwa so großen

Schädelumfang haben wie die asiatischen Mongolen, diese wiederum innerhalb ihrer Rasse einen deutlich größeren als Burmesen. Es geht also immer um die Durchschnittswerte der Rassen, um die Tendenz. [Der Übersetzer]

[6] Eine Reihe von körperlichen und seelischen Symptomen, die einige Frauen regelmäßig im Zusammenhang mit ihrer Menstruation erleben, meist zwischen dem 7. und 14. Tag vor derselbigen. Zu den Symptomen gehören: Kopfschmerzen, Launenhaftigkeit, weiche Brüste, Gefühl von Kotrollverlust, Depressionen, Wasserretention, Heißhunger. [Anm. des Übersetzers]

[7] Hierzu schrieb mir Professor Rushton per E-Mail, daß solche Korrelationen zwischen 0.00 (keine Beziehung) und 1.00 (perfekte Beziehung), in den Sozialwissenschaften von 0.1 (sehr klein) bis 0.5 (sehr groß) reichen. [Der Übersetzer]

[8] Im Original „interracial“, was gemeinhin als „zwischenrassisch“ oder „interrassisch“ wiedergegeben wird. [Anm. des Übers.]

[9] Erklärung folgt im Laufe des Kapitels.

[10] *ASVAB:*, „Armed Services Vocational Aptitude Battery“, ein etwa dreistündiger *Multiple-Choice-Test* für angehendes Militärpersonal, der Wissen und Fähigkeiten auf folgenden Gebieten abfragt: Wortschatz, inhaltliche Zusammenfassung, Mathematik, arithmetisches Kombinieren, allgemeine Wissenschaft, Fahrzeuge, mechanisches Verständnis, Elektronik. [Anm. des Übers.]

[11] Im Original *„r-K* Life-History Theory“. Ich habe mich in der Übersetzung für *ein* Wort – „Überlebensstrategie“ – entschieden. [Anm. des Übers.]

[12] Im Original: „life history“.

[13] Hormon der Hypophyse (Hirnanhangdrüse) zur Steuerung der Eierstockfunktion; kann die Anreifung mehrerer Eizellen stimulieren. [Anm. des Übers.]

[14] Menschenartige [Anm. des Übers.]

[15] Ich danke Dr. Andreas Vogel für die kritische Erklärung, warum die *Out-of-Africa-Theorie* falsch sein könnte: „Wie sieht es nun bei den Hominiden aus? Funde aus der Frühzeit können doch nur dort erwartet werden, wo die betreffende Schicht nahezu an der Oberfläche liegt, also nicht in Nordeuropa (Eiszeit), Südeuropa, Nordamerika und weiten Teilen Asiens (Erdauftrag durch äolische Sedimente), sondern nur in seit damals zunehmend (konstant) trockener werdenden Regionen, in denen die Winderosion die Bodenbildung verhindert, jedoch Regen oder gar Frost die Fundobjekte nicht in Mitleidenschaft zieht. Große Sandformationen dürfen sich nicht bilden, da mit Hilfe des Windes der Sand die Knochen durch Abschmirgeln auflösen würde. Welche Regionen der Erde kommen nun für diese Erhaltungsbedingungen in Frage? Nicht mehr viele; es ist also kein Wunder, daß man gerade hier [in Afrika] sucht – und nicht auf Island oder in Mittelanatolien.“ Des weiteren gehen sogenannte „Multiregionalisten“ von einer frühen Vermischung der Gene aus, die wir bisher nur noch nicht beweisen könnten (so Alan Templeton). [Anm. des Übers.]

[16] Hier ergibt sich freilich der Ansatz für weitere Forschung: Wie und warum unterscheiden sich Angehörige der *gleichen* Rasse so fundamental etwa im Hinblick auf ihre Kriminalität (z. B. die weißen

„Zweitgeneration-Einwanderer" in Europa von den Einheimischen, Nordafrikaner von Europäern)? Welche Wechselwirkung gibt es mit dem (kulturellen) Einfluß verschiedener Religionen? [Anm. des Übersetzers]

[17] Diese internationale Initiative, der sich Deutschland 1995 anschloß, zielt darauf ab, Struktur, Funktion und Regulation menschlicher Gene, besonders derer mit medizinischer Relevanz, systematisch zu identifizieren und zu charakterisieren.

[18] Lehre vom gesetzmäßigen Zusammenhang allen Geschehens.

[19] Im Original „hereditarians" und „egalitarians". [Anm. des Übers.]

[20] Rushton nennt im Original den Namen.





Achtung! Die Verantwortung für den Inhalt dieses Artikels trägt der Autor.
Die Meinung des Seiteninhabers stimmt nicht immer mit der Meinung des Autors überein!
